
Oak Street
UNCLASSIFIED









C. Clasen — Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag

Herchenbach, Schmuggler und Seefahrer.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg

Schmuggler und Seefahrer.

Eine Erzählung
für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1871.

I. Kapitel.

Die Festung. — Sebastian Kemper. — Bruder Jan. — Der Bankerott. — Kaufmann Bannmeyer. — Aus- und Einzug. — Ein geheimnißvoller Keller. — Auf dem Handel. — Der Athlet und die Kälber. — Der Thorwächter Huppert. — Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut. — Die Bettelgänge. — Der Bockheller. — Der Hunger naht. —

Als das Städtchen G. an der holländischen Grenze noch eine Festung war, wohnte in einem großen Hause auf dem Markte der Fleischer Sebastian Kemper. Er war ein wahrer Hüne von Gestalt; denn er hatte nicht allein sechs Schuh in der Höhe, sondern auch in der Breite das entsprechende Maß. Seine Muskelkraft war so groß, daß er einen Stier im Laufe aufhalten und zu Boden werfen konnte. Der Festungscommandant Schreiter pflegte zu sagen: „Es ist gut, daß der Sebastian eine Lammsnatur hat, sonst könnte er meine ganze Garnison zu Krüppeln schlagen."

Der Fleischer erfreute sich eines guten Wohlstandes und besaß die Mittel, jede Woche ein paar tüchtige, fette Ochsen zu schlachten, so daß er nach und nach immer reicher wurde. Aber plötzlich geriethen seine Verhältnisse in Unordnung, und mit fast unglaublicher Geschwindigkeit brach die Armuth über ihn herein. Die Sache verhielt sich so:

Eines Tages kam sein Bruder Jan, der in Amsterdam ein großes Handelsgeschäft hatte, und klagte ihm unter Thränen, daß er umkippen und zu Grunde gehen müsse, wenn ihm nicht augenblicklich Hülfe werde.

„Schau," sagte er, „Du hast Haus, Hof und baares Geld und kannst mich aus der Verlegenheit retten, ohne einen Pfennig dabei zu verlieren; denn mein Geschäft steht auf einer gesunden Grundlage; nur kann ich augenblicklich meinen Verbindlichkeiten nicht nachkommen. Es ist übrigens nicht einmal nöthig, daß du baares Geld hergiebst; ein Bürgschaftsschein genügt. Ehe derselbe angefaßt wird, bin ich längst aus der Verlegenheit heraus, und dann kann er zerrissen werden."

Dem Sebastian war diese Zumuthung nicht sehr angenehm; denn er hatte im Kleinen schon bittere Erfahrungen gemacht. Auf der andern Seite war der Jan aber auch sein Bruder, und es stritt gegen das Herz, ihn in der Klemme sitzen zu lassen. Sebastian überlegte die Angelegenheit mit seiner Frau. „Agnes," sagte er, „so und so steht's mit Jan und er hat auf unsere Hülfe seine Hoffnung gebaut. Was hältst Du davon?"

„Wenn er wirklich wieder auf den Damm kommt," antwortete Agnes, „dann meine ich, daß wir ihm helfen müssen."

Der Bruder wurde nun in das Stübchen gerufen, damit Alles gründlich überlegt werde. Das Ende von der Sache war Sebastian's Unterschrift. Jan reiste wieder nach Amsterdam zurück und er hoffte zuversichtlich, daß er sein Handelsschiff dem gefährlichen Strudel, der es zu zertrümmern drohte, entreißen werde; aber, wie so manche Hoffnung zu Schanden wird, so auch die seinige. Die Gläubiger nahmen zwar die Unterschrift des Bruders mit Freuden an und ließen ihn noch etwas laviren; dann aber schlossen sie ihm das Geschäft und erklärten ihn banquerott.

Dem armen gutmüthigen Sebastian wurde nun sein ganzes Eigenthum verkauft und es blieb ihm nicht einmal so viel übrig, daß er sein Metzgergeschäft fortsetzen konnte. Das schöne Haus auf dem Markte mußte er verlassen und ein neues Unterkommen suchen; aber das war nicht so ganz leicht, denn die Leute fürchteten, von dem arm gewordenen Manne den Mieth-

zins nicht zu erhalten. Es fehlte nicht viel, so hätten sie auf der offenen Straße liegen müssen. Agnes weinte bitterlich, denn ihr Mariechen war an ein warmes Nestchen gewöhnt und es hatte noch nicht gelernt, Entbehrungen zu ertragen. Einstweilen hatten sie in dem alten Hause noch ein Speicherzimmer inne; aber auch das sollten sie morgen räumen. Da kam unerwartet Hülfe in der Noth. In das Speicherzimmer trat der Kaufmann Bannmeyer, den Sebastian wegen seiner schielenden Augen und seiner polizeiwidriger Spitzbubenphysiognomie niemals hatte leiden können. „Ihr guten Leutchen dauert mich von ganzem Herzen, denn Ihr seid ohne Euer Verschulden in das Unglück gekommen, und nun fehlt Euch gar eine Wohnung. Ach, das arme Mäuschen, die kleine Marie, daß sie schon so frühe entbehren lernen muß!" So sprach der Eintretende und machte dabei ein Gesicht, als ob er von ihrem Elende Leibschneiden bekomme.

Der Bannmeyer war nämlich Einer von Denen, welche vor lauter Mitleid Thränen vergießen können, während sie inwendig darüber nachdenken, wie Einem das Fell am besten über's Ohr zu ziehen sei. Sebastian gab deßhalb auch wenig auf seine salbungsvolle Rede. Agnes aber fühlte sich ganz angenehm berührt, weil er ihre kleine Marie so innig bedauerte. „Ja, es ist ein Kreuz, Herr Bannmeyer," sagte sie schluchzend, „so plötzlich aus dem Wohlstande in die Armuth gestürzt zu werden. Und nun nicht einmal zu wissen, wo man sein Haupt hinlegen soll!"

Bannmeyer legte sein Gesicht in noch tiefere Falten und schloß die Augen so sehr, daß man das Schielen nicht mehr sehen konnte. „Du mein Gott," sagte er, „wenn man nur Allen helfen könnte! Für Euch guten Leute hätte ich doch wohl noch ein Plätzchen. Ich könnte es zwar für schweres Geld vermiethen, Ihr wißt, neben dem Thore besitze ich ein Häuschen. Augenblicklich liegt es leer und kann gleich bezogen werden. aber Euch lasse ich es zum halben Preise, und, da Ihr

keine Möbel mehr besitzt, nicht einmal ein Bett, so sorge ich auch dafür. Man muß seinen Mitmenschen in der Noth nach Kräften beistehen."

Agnes ergriff dankbar seine Hand, und selbst Sebastian ließ seine Abneigung fahren und sprach: „Bannmeyer, Du erzeigst uns damit wirklich eine große Wohlthat. Mit Fleiß und Sparsamkeit hoffe ich bald wieder emporzukommen und dann werde ich Deine Freundschaft nicht vergessen."

„Nur nicht so viele Worte, lieber Sebastian. Du weißt, daß ich kein Freund davon bin und meine guten Werke gerne im Verborgenen thue. Nehmt nur gleich die kleine Marie und kommt mit; wir wollen auf der Stelle einziehen."

Sebastian Kemper nahm im Stillen alle Vorurtheile, welche er gegen Bannmeyer gehegt hatte, zurück, und Agnes hätte ihm in dankbarer Rührung die langen magern Finger küssen mögen. Der Kaufmann schritt ihnen voranf und die Treppe hinab; Agnes folgte mit Mariechen auf dem Arme und Sebastian machte den Schluß. Mitzunehmen hatten sie Nichts, und so wurde der Aus- und Einzug auf die leichteste Weise bewerkstelligt. Die Leute schauten ihnen mitleidig nach und Mancher meinte, es thue ihnen doch leid, daß der arme Sebastian dem Blutsauger in die Hände gefallen sei; denn der werde ihm noch den letzten Tropfen nehmen.

Das Häuschen lag dicht an dem Thore, dessen langer, dunkler und gewölbter Gang sich der holländischen Grenze zukehrte. Bannmeyer zog den Schlüssel aus der Tasche, öffnete und führte sie hinein. Es hatte nicht viele Gemächer, aber für die drei Personen übrig genug; außerdem enthielt es an Möbeln, was sie bedurften. Mit einer besondern Vorliebe zeigte er ihnen den Keller. „Schau," sagte er zu Sebastian, „Jedermann sollte glauben, mit dem kleinen, viereckigen Raume, der unter dem Häuschen herläuft, wäre es abgethan, aber Du brauchst nur den Haufen Schanzen dort wegzuräu-

men, so gelangst Du in einen Keller, der weit über die Stadtmauern hinausgeht und welcher zu den frühern Befestigungen gehört. Kein Mensch hat von seinem Dasein eine Ahnung."

Sebastian schaffte die Schanzen bei Seite, und sie gelangten durch eine niedrige Thüre in einen großen, gewölbten, vollständig dunkeln Raum, in welchem die sämmtlichen Waaren von G. Platz gefunden hätten.

„Plaudere bei Niemanden von dem Keller," sagte er; „ich möchte den Raum geheim halten, weil man nicht wissen kann, wie er einmal zu verwenden ist."

Oben stieß der Hof des Häuschens an die Wallmauer. Bannmeyer machte ihn darauf aufmerksam und sagte: „In einer dunkeln Nacht kann man aus- und einsteigen, ohne von Jemanden bemerkt zu werden. Wer hier wohnt, braucht dem Thorwächter kein gutes Wort zu geben, wenn er spät in der Nacht nach Hause kommt."

Diese Bemerkungen waren etwas verfänglicher Natur, aber das Ehepaar bemerkte es in seiner Freude nicht; sie dachten einstweilen nur daran, daß sie ein Unterkommen hatten, und da Bannmeyer ihnen noch sogar zehn Reichsthaler in die Hand drückte und dabei sagte: „Damit kannst Du wieder beginnen, wenn auch klein," so glaubten sie sich schon aus allen Nöthen heraus.

Am nämlichen Nachmittage ging Sebastian mit seinen zehn Thalern auf den Handel. Da er immer pünktlich gezahlt hatte, so lebte er der Hoffnung, die Bauern würden ihm wohl einen Ochsen borgen und die zehn Reichsthaler auf Abschlag nehmen. Aber die Bauern hatten von seinem Ruin gehört und waren durchaus nicht geneigt, ihr Vieh ohne Geld wegzugeben. Den ganzen Tag wanderte er von einem Hofe zum andern, ohne bessern Erfolg. Am Abend kehrte er mit ein paar Kälbern am Stricke zurück. Fast schämte er sich, beim hellen Tageslichte in die Stadt einzuziehen, und es sah in der That komisch aus, wie

die athletische Gestalt daherschritt und die Kälblein hinter sich herzog. Die Schamröthe trat ihm auf die Wangen, wenn ein Bekannter stehen blieb und ihn anschaute. „Es ist ein saurer Apfel," murmelte er vor sich hin, „aber es muß doch hineingebissen werden; denn es ist besser, Kälber schlachten, als Weib und Kind hungern lassen."

Der Thorwächter Huppert lehnte mit dem Rücken an der Mauer, als er ankam. „Guten Abend, Nachbar," sagte er. „Also Du willst doch das Schlachten fortsetzen? Ich dächte, Du hättest besser gethan, Dich bei dem neuen Metzger, der Dein Haus gekauft hat, als Knecht zu verdingen. Das wäre wenigstens eine sichere Einnahme, während Du jetzt lauern mußt, bis die Käufer kommen."

Die Worte waren vom Huppert gut gemeint, aber dem Sebastian Kemper gingen sie wie ein Messer durch die Brust. So wenig Stolz er auch besaß, so hätte er es doch nun und nimmer über das Herz bringen können, bei seinem Rivalen als Knecht zu dienen.

Agnes war nicht sehr überrascht, als er nur die Kälber brachte; sie kannte die Leute und hatte nichts Anderes erwartet. Am Abend, nachdem er die Kälber abgeschlachtet hatte, saßen sie zusammen am Feuerherde. Sebastian war still und traurig, denn dieser neue Anfang gefiel ihm nicht. Agnes aber tröstete ihn und sprach: „Verlier' nur den Muth nicht. Einmal haben wir mit Nichts angefangen und sind doch zu Etwas gekommen. Warum sollte es uns nicht zum zweiten Male gelingen?"

„Danke Gott für Deinen guten Muth," antwortete er; „aber ich fürchte, es ist vergeblich. Die Menschen laufen dem Neuen nach und werden alle bei dem Bockheller kaufen. Kalbfleisch ist Halbfleisch, und wer einer tüchtigen Nahrung bedarf, der greift nicht dazu."

„Morgen gehe ich von Haus zu Haus," sagte Agnes, „und biete das Fleisch an. Wir haben doch noch immer gute Freunde; ich glaube so viele, daß

wir beide Kälber los werden. Dann kaufst Du drei, und so geht es fort, bis wir endlich wieder zu einem Ochsen gelangen. Wir wollen uns einschränken und sparen, was möglich ist. Du sagst ja sonst immer: ‚Gott verläßt die Seinen nicht!' So sei denn auch jetzt nicht so kleinmüthig."

Die kleine Marie hatte dem Gespräche gelauscht. Sie war ein kluges Kind, und wenn sie auch nicht Alles begriff, was Vater und Mutter zusammen sprachen, so wurde ihr doch so viel klar, daß die Mutter auf Gott vertraute und der Vater nicht. Sie hob sich an seinem Knie empor, streichelte ihm den Bart und sagte: „Mutter hat Recht, Väterchen. Wer auf den lieben Gott vertraut, der hat auf festen Grund gebaut!"

Die einfachen, kindlichen Worte klangen wie ein Trost vom Himmel in seiner Brust wieder. Das Kind in seine Arme nehmend, küßte er es auf die Lippen und die Wangen und nahm sich vor, sich im Gottvertrauen von dem Kinde nicht beschämen zu lassen.

Am folgenden Morgen ließ sich Agnes einen Korb voll Fleisch zurecht machen, überwand die Scham und ging zu ihren Bekannten. Gestern hatte sie sich die Sache leicht gedacht, heute aber fand sie, daß sie eine schwere Aufgabe unternommen hatte; denn gleich beim ersten Kunden, auf den sie fest gebaut hatte, wurde sie kalt abgewiesen. Mit pochendem Herzen ging sie zum zweiten. Offenbar nahm er nur aus Mitleid eine Kleinigkeit, und war undelicat genug, sie das fühlen zu lassen. Erst um die Mittagszeit hatte sie den Rest an den Mann gebracht. Obschon ihr Muth bei Weitem nicht mehr auf der Höhe stand, wie gestern, so zeigte sie ihrem Manne doch ein sehr freundliches Gesicht und meinte, wenn auch das Geschäft noch langsam gehe, so werde es sich doch schon machen.

Sebastian schaute sie mit einem zweifelvollen Blicke an. Wenn nicht die eiserne Nothwendigkeit gewesen wäre, so würde er gesagt haben: „Agnes, Du

bleibst zu Hause; ich will diese Bettelgänge nicht mehr haben!“ Aber wie die Sachen standen, blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als der Agnes den Willen zu thun und ihr den Korb noch einmal zu füllen.

Ach, mit welchen schmerzlichen Gefühlen trat sie zum zweiten Male ihren Rundgang an, und doch mußte sie denselben unternehmen. Der Erfolg war ein so miserabler, daß sie zurückschreckte und heimkehrte, ehe der Korb leer war. Je näher sie dem Hause kam, desto langsamer ging sie. Sie hatte nicht den Muth, ihrem Manne zu sagen, wie die Sachen standen. Schweigend stellte sie den Korb in eine Ecke, aber ein Blick genügte dem Sebastian. „Armes Weib,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „Du hast Dich gedemüthigt und gebettelt, aber sie haben Dir die Thüre gewiesen. Ist es nicht so?“

Agnes begann leise zu weinen. „Es ist so,“ gab sie zur Antwort. „Ich dachte mir es so leicht, aber ich habe erfahren, daß es sehr, sehr schwer ist. Ich kann die Gänge nicht mehr machen. Es stößt mir das Herz ab, wenn sie mit mir sprechen, als ob wir ein Verbrechen begangen hätten.“

„Sollst auch nicht mehr gehen,“ antwortete Sebastian mit gepreßter Stimme. „Wenn es nicht anders ist, dann beuge ich den Kopf und gehe zum Bockheller.“

Traurig verging der Abend, traurig der folgende Tag. Nur der Thorwächter Huppert holte ein Pfündchen Fleisch; sonst ließ sich kein Mensch sehen. Die beiden Kälber mußten sie selbst essen, wenn das Fleisch nicht verfaulen sollte. Am achten Tage nahm sich Sebastian ein Herz und ging zum Bockheller. Als er der Schwelle des stattlichen Hauses gegenüberstand, das noch vor Kurzem sein eigenes gewesen war, da wandelte ihn ein Gefühl des Stolzes an und er war nahe daran, wieder umzukehren, aber er überwand sich seiner Frau und dem Kinde zu liebe.

Um sich eine fernere Unschlüssigkeit unmöglich zu

machen, trat er rasch ein. „Nimm mich als Gesellen an, denn ich muß Brod haben!“ sagte er ohne Umschweife zu dem Bockheller.

Dieser schaute ihn verwundert an und gab zur Antwort: „Deine Knochen wären mir schon recht, Kemper, aber wer einmal als Meister gesessen hat, der taugt nicht mehr zum Knechte, und — nimm mir's nicht übel! — wer so schlecht mit dem eigenen Gute wirthschaftet, der thut es mit fremdem noch schlechter.“

Sebastian wandte sich wieder um. Er versuchte nun, auf den Dörfern den Bauern das Vieh gegen Taglohn zu schlachten. Hin und wieder ließ ihn auch ein Bauer rufen, aber im Ganzen genommen verdiente er kaum so viel, daß sie nicht vor Hunger starben. Zum Unglücke nahte auch die Zeit, wo er dem Bannmeyer die Vierteljahrs-Miethe und die zehn Reichsthaler zahlen mußte. Der Mann stellte sich pünktlich ein und mahnte ihn.

„Ich kann nicht bezahlen,“ antwortete er; „seit acht Tagen leben wir von einem einzigen Schwarzbrode, und auch davon ist heute die letzte Kruste verzehrt worden. Morgen müssen wir ganz hungern.“

„Hm, hm,“ sagte Bannmeyer; „es ist doch wahr, wie die Leute sagen, wenn man zu gut ist, wird man auf allen Seiten über's Ohr gehauen. Ich kann Dich doch nicht umsonst wohnen lassen, und mein Geld muß ich auch wieder haben.“

„So nimm mich als Knecht an, Bannmeyer; ich kann arbeiten, wie ein Pferd, und will mich gerne Allem unterziehen, was Du von mir verlangst.“

„Das läßt sich schon hören,“ entgegnete der Schielende, „aber zum Knechte kann ich Dich nicht brauchen. Eine Arbeit hätte ich wohl für Dich, und zwar eine, die etwas Tüchtiges einbringt. Wenn ich wüßte, daß Du darauf eingingest, könnte ich Dir gleich aus allen Nöthen heraushelfen. Ich werde mir die Sache einmal überlegen. In acht Tagen komme ich wieder, um die Angelegenheit mit Dir zu besprechen.“

„Aber, Bannmeyer, acht Tage ist eine lange Zeit. Wir müssen alle Tage essen, und die Marie schreit schon jetzt vor Hunger."

„Wenn es gar zu arg wird," sagte der Bannmeyer, „dann komm zu mir. Heute aber bin ich noch nicht mit mir im Reinen."

II. Kapitel.

Ein kalter Herd. — Ein Stücklein Brod. — Ein splendides Frühstück. — Das vergessene Tischgebet. — Der Zoll. — Vorschlag zum Schmuggeln. — Ehrlich währt am längsten. —

Agnes saß wie eine Verzweifelte vor dem kleinen Herde, der heute vollständig kalt war. Holz war allerdings im Keller, um das Feuer zu schüren, aber erstens gehörte es nicht ihnen, sondern dem Bannmeyer, und zweitens konnte das Feueranzünden auch nichts nützen; denn es war nichts zum Kochen da. Nachdem sie lange schweigend an ihrem Platze gesessen hatte, kam die kleine Marie ganz traurig und trübsinnig herbei, lehnte sich an ihre Knie und schaute ihr mit den großen und hohl gewordenen Augen so bittend in's Gesicht, daß sie die Thränen nicht zurückhalten konnte.

„Mutter," sagte das Kind, „ich wollte Dir nicht gern Verdruß machen, aber es thut mir vor Hunger so weh im Leibe, daß ich es nicht länger aushalten kann. Hast Du denn gar kein Stücklein Brod mehr? Wenn es nur so groß ist, wie ein halber Daumen, so will ich schon zufrieden sein."

„Armes Kind," antwortete Agnes schluchzend, „nichts habe ich, nicht so viel, als in mein Auge geht."

„Willst Du nicht zum Nachbarn Huppert gehen und schön für mich anhalten? Er giebt Dir gewiß etwas!"

Ach, die beklagenswerthe Mutter! So weit war es mit ihr gekommen, daß sie für ihr Kind betteln sollte. Und doch konnte sie den Jammer nicht länger ansehen.

Das Kind hatte ein so bleiches Aussehen; unter den großen Augen standen blaue Ränder und sie war so schwach, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dem Sebastian ging das Leid nicht weniger zu Herzen, als seiner Frau. Er nahm das Kind auf seinen Schooß, drückte es an seine Brust und fragte: „Kannst Du es denn nicht bis morgen aushalten?"

„O, ich wollte es gerne," sagte das Kind, „aber ich kann es wirklich nicht! Der Hunger schneidet mir wie ein Messer im Leibe herum."

Da stand Agnes auf und ging zu dem Huppert. Sie meinte, sie würde für ihr Kind leicht bitten können; aber als sie durch das lange Gewölbe ging, wurde ihr Schritt immer langsamer, und fast wäre sie wieder umgekehrt; aber was thut die Mutterliebe nicht! Sie gab ihr auch den Muth zum Betteln. Mit zitternder Hand klopfte sie an die Thüre. Der Huppert kam mit der Laterne heraus und fragte verwundert: „Was führt Sie noch so spät hierher, Frau Nachbarin?"

„Der Hunger meines Kindes," gab sie tieferröthend zur Antwort. „Wir haben nichts mehr zu essen, und sie weint vor Hunger."

Huppert ging in seine Wohnung, kam mit einem Stücklein Brod zurück und sprach: „Mehr kann ich nicht entbehren, denn ich habe selbst kaum genug zum Leben. Wohin soll das aber führen, Frau Agnes? Sie können doch nicht betteln gehen. Warum sucht sich Ihr Mann keine Arbeit? Kann er denn immer noch nicht den reichen Mann und den Stolz desselben vergessen?"

„Das Gott erbarm," antwortete sie schluchzend, „stolz sind wir gewiß nicht, aber das Unglück verfolgt uns nun einmal. Lohne es Ihnen Gott, Herr Nachbar. Wenn's besser geht, statte ich Ihnen mit Dank zurück, was Sie an dem Kinde thun."

Die Worte, welche Huppert sprach, klangen so bitter und vorwurfsvoll, daß sie lieber auf glühenden Kohlen gestanden hätte, aber wir müssen noch einmal sagen: „Was erduldet eine Mutter nicht für ihr Kind?"

Eiliger, als sie gekommen war, stürzte sie zurück und gab dem Kinde das Brod. Sogleich setzte Marie die weißen Zähnchen hinein; aber über dem Beißen besann sie sich, theilte das Stücklein in drei Theile und wollte nicht eher essen, bis auch Vater und Mutter aßen. Sie mußten ihr wohl nachgeben, aber sie hätten lieber noch länger gehungert.

Am folgenden Tage wiederholte sich das Leid. Da ging die Standhaftigkeit Sebastian's zu Ende. „Wir müssen Brod haben," sagte er, „mag es herkommen, woher es will!" Mit heftigen Schritten eilte er dem Hause Bannmeyer's zu. Dieser empfing ihn mit lächelnder Miene und sprach: „Kemper, hat's denn wirklich solche Eile?"

„Du magst noch fragen," gab er zur Antwort. „Wenn wir nicht alle Drei Hungers sterben sollen, so verschaffe uns Brod. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich arbeiten will, wie ein Pferd."

„Schön, Kemper, Du sollst Arbeit haben. Komm mit mir in das Hinterstübchen; dort wollen wir die Sache besprechen."

Sebastian schritt hinter dem Bannmeyer her, und dieser rief der Köchin zu, sie solle ein tüchtiges Frühstück und einen guten Schluck hereinbringen. Im Stübchen aber wies er dem Sebastian einen Platz auf dem Sopha an und sprach: „Sieh mal, Kemper, hier fehlt es an gar nichts; es sieht bei mir accurat so vornehm aus, wie beim Pastor und also um ein gutes Theil besser, als beim Festungs-Commandanten Schreiter. Kannst es aber auch so haben, mein Junge; brauchst nur die richtigen Wege einzuschlagen, dann kommt es von selbst."

„Welche aber sind diese Wege?" fragte Sebastian ungeduldig. — „Wart nur, mein Junge! Erst das Frühstück, dann das Geschäft! So mit trocknem Munde läßt sich schlecht verhandeln; wenn aber die Kehle angefeuchtet ist und auch die Zähne ihr Theil haben, dann geht es ganz leicht von Statten."

Die Köchin brachte einen dampfenden Braten, dazu Brod, Butter, Käse und Wein herein, von Allem genug, um ein Dutzend Menschen satt zu machen.

„Nun greif zu," sagte der Bannmeyer, legte ihm Messer und Gabel vor und schenkte ihm Wein ein. Da Sebastian noch zögerte, so schnitt er ihm selbst einen großen Lappen Fleisch ab und drängte ihn zum Essen. „Du mußt doch noch keinen rechten Hunger haben," sagte der Kaufmann mit einem Schütteln des Kopfes, „sonst würde Dir das Wasser im Munde zusammenlaufen."

„Das thut es auch, Bannmeyer; aber ich denke eben an die Meinigen. Ich könnte es wahrhaftig nicht über das Herz bringen, hier wie ein Fürst zu leben, während sie hungern. Würdest Du wohl erlauben, daß ich ihnen dieses Stück Fleisch und ein wenig Brod brächte?"

„Ei warum denn nicht, Sebastian? Man muß leben und leben lassen. Bring es ihnen nur und sag' ihnen zugleich, daß sie künftig noch feiner speisen können, wenn Du wolltest."

Kemper ergriff das Fleisch und das Brod und rannte eiligst hinweg. Zu Hause angekommen, nahm er schnell einen Teller, schnitt Fleisch und Brod in zwei Theile und gab die eine Hälfte seiner Frau, die andere seinem Töchterchen.

„Woher hast Du das?" fragte Agnes mit glänzenden Augen. „Von Bannmeyer," gab er zur Antwort. „Laßt es Euch nur schmecken! Er spürt es kaum; denn er hat zum Frühstücke einen ordentlichen Hochzeitsbraten auf dem Tische. Ach, wer in dem seinen Schuhen steckte, der brauchte wahrhaftig nicht zu darben."

Seine Augen wanderten während des Essens von dem einen seiner Lieben zum andern, und ihre freudigen Mienen thaten ihm so wohl, als wenn die kostbaren Bissen in seinen eigenen Mund gegangen wären.

Als das letzte Bröcklein verzehrt war, sagte Marie

ganz bestürzt: „Mutter, wir haben das Tischgebet vergessen! Aber wir waren auch so hungrig, daß wir gar nicht daran dachten. Nun aber wollen wir's nachholen."

„Recht, mein Kind," antwortete die Mutter. „Wenn wir des lieben Gottes nicht gedenken, so könnte er leicht auch unser vergessen."

Alle Drei falteten die Hände und dankten innig und von ganzem Herzen für die genossenen Wohlthaten. Sebastian aber ging nun zum Bannmeyer zurück. Durch das Zusehen war sein Appetit noch um ein Bedeutendes gewachsen. Der Bannmeyer drückte ihn wieder auf das Sopha, schnitt große Stücke Fleisch für ihn ab und sparte auch den Wein nicht. Als sich Sebastian recht behaglich fühlte, rückte er seinen Stuhl näher, klopfte ihm vertraulich mit der flachen Hand auf das Knie und sagte: „Nicht wahr, mein Junge, wenn man ordentlich gefüttert hat, fühlt man sich wieder einmal als Mensch und lernt das Dasein schätzen. Ich wette Hundert gegen Eins, Du möchtest alle Tage nicht schlechter leben."

„Nun, Bannmeyer, das ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Wenn Einer sagte, er wollte es nicht, so müßte man ihn einen Lügner nennen. Aber nun komme auch einmal mit dem Geheimnisse heraus, wie man dazu gelangt."

„Ich war eben im Begriffe, mein Junge. Nun paß einmal auf, was ich Dir sagen will. Wir alle trinken gerne Kaffee, brauchen Zucker, Zimmt, Tabak und noch hundert andere Dinge, welche theils über dem Meere in den holländischen Colonien wachsen, oder in andern Ländern fabricirt werden. Wir könnten diese Gegenstände für wenig Geld haben, wenn sie uns nicht auf unverschämte und unverzeihliche Weise vertheuert würden. Schau, mein Junge, die Regierung schlägt auf all diese Dinge einen hohen, fast unerschwinglichen Zoll. Und warum thut sie es? Ich will es Dir sagen: Es giebt eine ganze Menge vornehmer Hungerleider im Staate, die gerne mit Nichtsthun an's Brod kommen, als da sind:

Junker, Beamte, Offiziere u. s. w. Was die Steuer aufbringt, das fließt in die Taschen der Prinzen, der fürstlichen Kammerdiener und Lakaien. Es mästen sich daraus eine Menge von Beamten, die nichts thun, als das Volk cujoniren. Nach der Ansicht aller vernünftigen Leute sind die Beamten und das unzählbare Heer von Offizieren und Menschenschindern gar nicht nothwendig. Wenn sie ihr Brod durch Arbeit verdienten oder, noch besser, gar nicht da wären, so würden die Sonne und der Mond ebenso gut auf- und untergehen, wie jetzt; aber wir hätten dann weniger Steuern zu zahlen und könnten unsere Bedürfnisse frei einführen. Jetzt stehen die Sachen so, daß wir Bürger uns todtschinden, um die Steuern zusammen zu bringen, und daß die Junker unsern Schweiß verjubiliren und sich über uns lustig machen. Ich meine, wer das Volk von dieser Plage befreite, der wäre ein rechter Wohlthäter der Menschheit und verdiene Gotteslohn. Meinst Du nicht auch, Sebastian?"

„Allerdings, Bannmeyer; aber wie wäre das zu machen? Man kann doch die Junker und die Prinzen nicht alle todtschlagen."

„Gewiß nicht! Auch würde es nicht helfen; denn es wachsen immer wieder neue heran. Aber, wenn man die Steuern abschaffte, so würde ihnen das Fett entzogen und sie müßten ebenso gut wie unser einer zur Arbeit greifen."

„Aber das liegt wieder nicht in unserer Macht; denn die Steuern werden von der Regierung ausgeschrieben."

„Richtig, und vom Volke bezahlt. Ganz und auf einmal kann man sie freilich nicht abschaffen, aber man kann einen Anfang machen und wenigstens die drückendsten vermindern."

„Wie denn?"

„Wenn man den Grenzzoll umgeht und so viel Waaren als möglich in's Land schafft."

„Du meinst schmuggeln?"

„Nun ja, die Leute nennen es so und denken sich dabei etwas Strafwürdiges; ich aber meine, wie ich Dir schon gesagt habe, daß es ein gutes Werk sei; denn die Käufer bekommen die Waaren billiger. Schau, mein Junge, ich habe einen Plan für Dich, der einen so enormen Vortheil abwirft, daß Deine Familie, die jetzt am Hungertuche nagt, alle Tage im Ueberflusse leben kann. Wir kaufen in Holland die Waaren auf, das heißt Du thust es; ich aber gebe das Geld dazu. Dann bringst Du sie über die Grenze und stapelst sie in deinem verborgenen Keller auf. Zur Nachtzeit, wenn die Stadt im Schlafe liegt, können wir sie nach Belieben in mein Haus oder in die benachbarten Städte bringen. Jeder Kaufmann nimmt sie mit Vergnügen, weil sie billiger sind. Du, obschon Du keinen Gulden zum Ankaufe giebst, erhältst dennoch die Hälfte des Gewinnes, und es müßte mit dem Kuckuk zugehen, wenn Du nicht in ein paar Jahren Deinen frühern Reichthum wieder dreimal eingebracht hättest."

Sebastian Kemper hatte eine ehrliche Arbeit, aber nicht einen solchen Vorschlag erwartet; deßhalb war er auch keineswegs so freudig überrascht, wie Bannmeyer vielleicht vorausgesetzt hatte. Trotz aller Scheingründe, welche der Kaufmann vorgebracht hatte, sagte ihm doch sein besseres Gefühl, daß es ganz gleich sei, ob man den Staat oder einen Priavtmann bestehle. Bannmeyer sah das mit Mißvergnügen und Grimm. „Sebastian," sagte er, „Du magst Dich nach Deinem Gutdünken entscheiden, aber ich muß in drei Tagen Antwort haben. Sagst Du ja, so ist Dein Glück wie vom Himmel geschneit; sagst Du nein, so nimmt ein Anderer (und es sind ihrer genug, die danach verlangen) Deine Stelle ein; Du aber mußt dann nicht allein aus dem Hause, sondern auch Deinen rückständigen Miethzins und das Darlehen bis auf den letzten Pfennig bezahlen."

Sebastian Kemper sagte kleinlaut: „Ich will mir die Sache bedenken und Dir zeitig Antwort sagen."

Ziemlich ernüchtert von dem schnellen Rausche ging er nach Hause. Agnes wollte wissen, was ihm der Bannmeyer vorgeschlagen habe. „Sprechen wir nicht darüber," gab er zur Antwort; „die Sache will reiflich überlegt sein, und ich glaube nicht, daß ich darauf eingehe."

Agnes aber ließ ihm keine Ruhe; sie meinte, wenn der Vorschlag das Tageslicht vertrage, so könne er ihn auch sagen, und zwischen Mann und Frau dürfe kein Geheimniß walten.

„So laß das Kind in die Stube gehen", sagte Kemper.

Agnes entfärbte sich bei dieser Antwort ein wenig; denn ihr wollte bedünken, wenn Maria es nicht hören dürfe, so sei es sicher nicht ganz sauber.

Sebastian erzählte nun seiner Frau, was zwischen ihm und Bannmeyer vorgefallen war und tischte all' die Gründe auf, welche auch der Kaufmann gebraucht hatte. „Hm," murmelte er, „ich bin selber nicht recht dafür, aber Noth bricht Eisen, und morgen sind wir wieder hungrig."

Agnes ergriff seine Hand und sprach ernst und nachdrücklich: „Sebastian, wir sind, Gott sei's geklagt, so arm, daß wir wahrlich nicht ärmer werden können, aber wir sind in unserer Armuth doch ehrliche Leute geblieben. Wenn wir uns auf den Diebstahl legen, dann ist es mit dem zeitlichen, wie mit dem ewigen Glücke vorbei. Es ist möglich, daß wir vor Hunger sterben; aber das ist nicht halb so schlimm, als wenn unsere Seelen den Klauen des Satans verfallen. Gieb mir die Hand, Sebastian, daß Du Dich von dem Bannmeyer nicht in Versuchung führen lassest."

Sebastian ließ den Kopf hängen. „Du hast Recht, vollkommen Recht," sagte er; „aber morgen wird Maria wieder um Brod schreien, und dann haben wir ihr nichts zu geben, als leere Trostworte. Wir wollen uns doch die Sache überlegen, ehe wir sie ganz von der Hand weisen."

„Nichts da," entgegnete Agnes ganz entschieden. „Wo man nur die Wahl hat zwischen dem Bösen und dem Guten, da darf man sich keinen Augenblick bedenken, da muß man sich auf der Stelle entscheiden. Mit unserer Armuth können wir den Leuten noch immer frei in die Augen sehen; sobald wir aber den ersten Schritt auf einer so abschüssigen Bahn gethan haben, dann müssen wir unsere Blicke niederschlagen. Jetzt, den Augenblick gehst zu dem Bannmeyer zurück und sagst ihm, daß er sich in Dir verrechnet hat. Freilich müssen wir aus dem Hause. Gut, wir gehen! Hier wäre ja doch unseres Bleibens nicht."

„Wohin gehen wir denn?" fragte Sebastian.

„Zu Deinem Bruder Jan. Er hat uns in's Unglück gestürzt, und muß uns auch wieder aufhelfen. Geld kann er allerdings nicht geben; aber er wird uns doch zu Arbeit verhelfen können, und mehr brauchen wir nicht."

Dem Sebastian, welcher schon halb und halb in den Schlingen des Bösen lag, war es, als rede ein Engel vom Himmel zu ihm. Seine Frau an seine Brust ziehend, sagte er: „Agnes, Dein Vorschlag soll gelten. Wir wollen die Stadt verlassen und in der Ferne unser Glück versuchen. Ich danke Dir, daß Du fest geblieben bist."

Mit aufrechtem Haupte und strammen Schritten ging er dem Hause des Bannmeyer zu. Dieser sah ihn schon von Weitem kommen und schmunzelte in sich hinein: „Nun, der hat schnell auf den Köder angebissen! Was doch das liebe Brod nicht thut! Sollst mir aber auch zappeln, Männchen! Ich habe schon Alles so eingerichtet, daß ich sieben Achtel des Profits einsäckele und daß Du allein den Kopf in's Loch stecken mußt, wenn es schief geht."

Im Hausflur nahm er den Sebastian unter den Arm und führte ihn wieder in's Hinterstübchen. „Bannmeyer," hob dieser an, „ich habe mir die Sache mit meiner Frau überlegt und bin zu dem Entschlusse gekommen, daß ich zu keinem Schurkenstreiche meine Hand biete."

Bannmeyer wurde blau vor Zorn und schrie: „So mußt Du augenblicklich mein Haus verlassen."

„Soll geschehen, Bannmeyer, und meine Schuld bezahle ich, sobald sich meine Verhältnisse bessern. Adieu!"

So stramm, wie er gekommen war, schritt er wieder von dannen und ließ den Kaufmann allein.

III. Kapitel.

Ein sauberes Ehepaar. — Der Schlüssel vom Hause. — Die Wanderer. — Das Conto-Current. — Das Steinkreuz. — Der Eichenwald und die Haide. — Die Grenzpfähle. — Im Schuppen. — Das Gewitter. — Der Eierkuchen. — Wie gut Mariechen vom Bannmeyer denkt. — Im Wägelchen. — Ein Gratis-Quartier. —

Bannmeyer stand wie versteinert und schaute ihm mit verglasten Augen nach. „Dieser Esel," murmelte er, „ist so hungrig, daß er Kieselsteine verschlucken könnte, und weist ein solches Anerbieten von der Hand. Ich hatte mir Alles so schön überlegt, und nun ist es nichts! Zum Teufel, daß so ein armes Geschöpf auch noch seinen Stolz und seine Ehrlichkeit hat. Ich hätte doch tausend Eide darauf geschworen, daß dieser Hungerleider mit allen zehn Fingern zugreifen würde!"

Grete, seine Frau, trat jetzt in's Zimmer und schaute ihn mit finsterer Miene an. „Du bist wirklich ein feiner Speculant," sagte sie mit verbissenem Grimm. „Ehe Du den Kerl noch recht auf der Leimruthe hast, verräthst Du ihm Deine Pläne und lässest ihn so tief in die Karten schauen, daß er hingehen und Dich den Gerichten verrathen kann. Ich möchte doch wissen, ob es noch mehr so kluge Männer giebt, wie Du!"

„Ei Grete," antwortete Bannmeyer: „wer in aller Welt konnte denn auch vermuthen, daß dieser bankerotte Metzger solche ehrliche Flausen im Kopfe hat? Es war doch mehr als wahrscheinlich, daß er mit beiden Händen zugreifen würde, um seinen und seiner Fa-

milie Hunger zu stillen. Aber laß mich nur machen; ich werde den Kerl aus der Stadt vertreiben, ehe er noch Zeit hat, mich anzuklagen. Glücklicher Weise ist er mir in der Kreide, und da er Gefängniß und Schande so sehr fürchtet, so wird er Fersengeld geben, sobald ich ihm sage, daß er in den Schuldthurm wandern muß. Laß mich nur machen."

„Ich fürchte," sagte Grete, „Du machst so lange, bis sie Dich am Kragen haben; denn wer ein solcher Esel ist und nicht mehr Umsicht besitzt, wie Du, den kann der Sauhirt überlisten."

Wenn die Grete die Schleusen ihrer Beredsamkeit loslies und in das Arsenal ihrer Schimpfwörter griff, dann dauerte es in der Regel sehr lange, bis sie die Lippen wieder schloß; und der Bannmeyer, der doch sonst nicht sehr delicat war, sondern ein sehr dickes Fell hatte, sagte gerade heraus, daß er sich lieber mit dem Bettelvogte, als mit seiner Frau katzbalgen wolle. Er hatte in der That Grund dazu, denn sie schloß ihre feuerspeienden Reden gewöhnlich damit, daß sie ihrem geängstigten Gatten irgend ein Gefäß mit einer Flüssigkeit an den Kopf schleuderte. Er nahm deßhalb rasch Hut und Stock und entzog sich dem tobenden Ungewitter, ehe der letzte, kalte Schlag kam.

Auf dem Wege überlegte er, ob es besser gethan sei, dem Sebastian Kemper so Knall und Fall auf den Pelz zu rücken oder ob es sich mehr empfehle, ihm hinten herum beizukommen. Letzteres schien ihm am geeignetsten; denn wenn er seinen Schuldner allzusehr in Verzweiflung trieb, so konnte er ihm gerade dadurch den Mund öffnen.

Um sich den Leutchen bemerklich zu machen, blieb er in der Nähe ihrer Wohnung stehen und rief absichtlich ganz laut: „Huppert, Huppert, kommt einmal von euerm Thurm herunter. Ich muß ein paar böse Zahler einsperren lassen."

Der Thorwächter konnte es der Entfernung wegen nicht hören; aber auf ihn war das Rufen ja

auch nicht berechnet, sondern auf den Kemper und seine Frau. Als er demnach glaubte, daß sie aufmerksam genug auf ihn geworden seien, schritt er in das Thorgewölbe hinein und klopfte an Hupperts Thüre. „Was giebt's?" fragte Huppert, indem er den Kopf zu einem Mauerloche heraussteckte.

„Habt ihr das Zimmer im Schuldthurme in Ordnung? Der Sebastian Kemper ist mir viel Geld schuldig, und da ich im Guten nichts von ihm erlangen kann, so muß ich ihn einsperren lassen. „Bst," setzte er leiser hinzu, „es ist nicht halb so bös gemeint, wie es sich anhört; ich will sie nur ein wenig in Furcht jagen. Wenn sie hören, daß es mir Ernst ist, werden sie sich wohl aus dem Staube machen, und dann habe ich wenigstens meine Wohnung wieder."

„Wenn es Ihnen nur darum zu thun ist, Herr Bannmeyer, so brauchen Sie sich weiter keine Mühe zu geben, denn die armen Leute sind so eben aus dem Thore gewandert, um zu Bruder Jan nach Holland zu gehen. Sie haben mir den Schlüssel vom Hause hier gelassen, den ich Ihnen übergeben soll. Da ist er."

Bannmeyer fing den aus der Höhe fallenden Schlüssel auf und fragte: „Haben sie sich denn sonst nichts verlauten lassen, gepoltert und geschimpft oder gar Drohungen ausgestoßen?"

„Nein, Herr Bannmeyer; sie sagten nur, daß sie Ihnen noch Geld verschuldeten; sie würden aber arbeiten und sparen, um Sie zu befriedigen."

„Ich möchte wissen, wovon!" brummte der Bannmeyer und ging mit dem Schlüssel zum Häuschen, welches er einer gründlichen Untersuchung unterwarf; denn er fürchtete, sie möchten ihm das Eine oder Andere mitgenommen haben. Zu seiner Verwunderung fand er noch Alles vorhanden.

„Da sieht man," murmelte er, „daß er zum Schmuggler ganz und gar nicht taugte; denn er hätte die ganze Leinwand und das Bettwerk mitnehmen kön-

nen, ohne befürchten zu müssen, daß ich ihm nachsetzte. Na, wir werden schon einen Andern finden, der sich besser auf seinen Vortheil versteht."

Sebastian Kemper, seine Frau und Mariechen wanderten indessen traurig der Grenze zu. Der Weg zu ihrem Bruder Jan war ein sehr weiter und sie hatten nicht einmal die kleinste Kupfermünze in der Tasche. Agnes weinte still vor sich hin, Sebastian schaute mit gerunzelter Stirne auf den Weg und Mariechen blickte mit ihren klugen Augen bald zu Vater, bald zu Mutter hinüber und dachte: „Wenn ich nur ein Mittel wüßte, ihnen zu helfen."

Auf dem Wege begegneten ihnen Fuhrleute und Fußgänger. Die meisten betrachteten sie mitleidig, und diejenigen, welche sie kannten, dachten wohl: „Der arme Mann hätte ein besseres Schicksal verdient."

So geht es aber auf der Welt nicht selten. Wir sehen alle Tage, wie die Bösen mit Glücksgütern gesegnet sind, wie sie im Ueberflusse schwelgen, von Vornehmen und Geringen geachtet und geehrt werden, während der Redliche darbt, auf keinen grünen Zweig kommt und kaum eines Grußes gewürdigt wird. Wenn es da keinen Ausgleich gäbe, so wären die schwer Geprüften schlimm daran. Glücklicher Weise aber ist der Ausgleich vorhanden. Der liebe Gott hat es so eingerichtet, daß der Böse trotz seines Reichthumes niemals eine wirklich glückliche Stunde hat, daß sich mit der Anhäufung des Geldes sein Durst nach demselben stündlich mehrt, und daß er seiner Habe und seiner Ehrenstellen niemals recht froh wird. Der Redliche aber empfindet bei der größten Entbehrung die süße Befriedigung, daß er seine Pflicht gethan hat. Das ist schon Etwas, und es macht auch dem Armen das Leben auf der Erde erträglich; aber damit ist der Ausgleich noch nicht abgeschlossen. Was er entbehrt, was er duldet und leidet, wird ihm da oben gut geschrieben. Der liebe Gott ist ein exacter Buchhalter, der keinen Posten vergißt. Er schreibt sowohl das

Gute, als das Böse in seinem Hauptbuche nieder und stellt am Ende des Lebens Jedem sein Conto-Current zu. Mit dem letzten Athemzuge ist es mit den zeitlichen Gütern zu Ende; der Reiche muß seine Kapitalien und seine Bauernhöfe, der Bettler seine Lumpen da unten lassen, und sowohl die Ehrenstellen als auch die Verachtung des Armen bleiben im Sterbebette liegen. Nichts nimmt der Mensch mit, als sein Conto-Current; damit tritt er vor den Richter. Wohl dem, der Etwas gut hat! denn Schuld und Vermögen dauern ewig. Nur die kleinen Schuldposten können mit unsäglicher Noth abgetragen werden; für die großen aber giebt es keine Ablösung. Die Forderungen an den Himmel aber tragen wahrhaftige Wucherzinsen und das Kapital steht auf einer soliden Hypothek! Wer also mehr auf himmlische, als auf irdische Güter sieht, wird trotz alledem und alledem leicht ermessen können, auf welcher Seite sich der wirkliche Vortheil befindet.

Unsere armen Reisenden mochten wohl ähnliche Gedanken haben; denn als sie sich jetzt einem Steinkreuze nahten, welches auf der Scheide zwischen Feld und Wald stand, blieben sie zu gleicher Zeit stehen, schritten dann über den schmalen Grasrain zu dem Kreuze und knieten nieder. Sebastian betete vor, Mutter und Kind antworteten ihm.

Ich habe schon in verschiedenen meiner Jugendschriften gesagt, daß im Gebete eine große Kraft liegt. Es ist wirklich so, und ich denke, die meisten meiner Leser haben das schon einmal an sich selbst erfahren. Der Weg des Lebens ist nicht überall mit Rosen bestreut; fast Jeder tritt sich einmal einen Dorn in den Fuß, und da ist es am natürlichsten, daß man bei dem Hülfe sucht, der den Dorn zu entfernen weiß. —

Unsere Wanderer erhoben sich nach dem Gebete mit frischerem Muthe, und wenn sie auch jetzt noch nicht wußten, wo aus und ein, so schritten sie doch mit größerer Zuversicht vorwärts. Rechts und links begleitete sie ein dichter Wald von jungen Eichen,

deren frisches Grün ihnen im Sonnenstrahl wie eine nahende Hoffnung leuchtete. Die Thränen waren verschwunden, die Seufzer hatten aufgehört; sie plauderten unbefangen mit einander und Mariechen stellte tausend Fragen über Dieses und Jenes, die schwer zu beantworten waren.

Nach einigen Stunden hörte der Eichenwald auf, und an seine Stelle trat eine unabsehbare Haide, auf welcher nur stellenweise einzelne Gruppen von verkrüppelten Föhren standen. Kein Mensch begegnete ihnen; die Gegend war wie ausgestorben. Das übte wieder eine lähmende Wirkung auf ihre Gemüthsverfassung aus. Mariechen fühlte jetzt, daß sie müde war und nicht mehr vorwärts konnte. Der Hunger und der Durst mochten wohl das ihrige zu dieser Ermattung beitragen. Sebastian nahm sie auf seine Arme und trug sie eine Stunde Weges. Jetzt aber klagte auch Agnes über Müdigkeit und konnte nicht mehr fort.

Der Himmel hatte sich unterdessen mit Wolken überzogen, und man sah voraus, daß bald ein heftiges Gewitter ausbrechen werde.

„Agnes," sagte Sebastian, „schaust Du die schwarzweißen Pfähle da drüben am Straßenrande? Das ist die Grenze, und hinter den Tannen steht das Zollhaus. Wenn Du Dich bis dahin noch schleppen kannst, so werden wir während des ausbrechenden Gewitters in einem Schuppen Platz finden."

„O, es wird wohl noch so weit gehen," antwortete Agnes und folgte dem Gatten mit mühsamen Schritten. Noch waren sie nicht weit gegangen, als sie das Rasseln von Rädern hinter sich hörten. Sie wandten sich um und gewahrten den Bannmeyer in seinem Einspänner. Wie ein rechter Pascha saß er in seinem Wägelchen und paffte den Dampf aus seinem großen Ulmerkopfe. Ob er die Wandernden wirklich nicht sah, oder ob er sich nur den Anschein gab? Die Kutsche rasselte vorüber und ließ den Sebastian mit Frau und Kind weit hinter sich.

Schon rollte im Westen der Donner und einzelne dicke Regentropfen fielen bereits aus der schwülen Luft, als sie das Zollhaus erreichten. Dort stand das Wägelchen im Schuppen und der Bannmeyer saß hinter einer Flasche Wein mit einem großen Eierkuchen und that sich gütlich. Der Duft von Gebratenem und Gekochtem drang durch die offen stehende Thüre und reizte den Hunger der Ankommenden.

„Ist es wohl erlaubt, während des Gewitters in dem Schuppen unterzustehen?“ fragte Sebastian den Zolleinnehmer, der eben den Kopf aus seiner Schreibstube heraussteckte. Mit einem gnädigen Kopfnicken gab dieser die Erlaubniß, und sie eilten unter Dach und Fach; die Regentropfen wurden immer dichter und der Donner rollte immer stärker, bis endlich das Gewitter und der Sturm in ihrer ganzen Gewalt über dem Zollhause rasten. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag folgten einander, so daß der Schuppen zuweilen ganz in Feuer gehüllt zu sein schien.

„Wo werden wir die Nacht bleiben?“ flüsterte Mariechen. „Wir sind noch weit vom Onkel Jan, kennen keinen Menschen und haben kein Geld, um eine Nachtherberge zu bezahlen.“

Agnes seufzte, Sebastian aber gab zur Antwort: „Laß den lieben Gott nur sorgen. Er wird Alles zum Besten lenken und leiten.“

Der Bannmeyer drinnen in der Gaststube hatte sie wohl gesehen und wußte recht gut, daß sie sich jetzt unter dem Schuppen befanden. An ihre Anwesenheit im Zollhause knüpfte er allerlei Vermuthungen. Sie waren derart, daß ihm das Essen und der Wein nicht schmeckten. „Schwerenoth,“ murmelte er, „wenn sie böse Absichten haben, so kann es mir schlecht gehen. Gerade jetzt, wo ich den großen Transport unternehmen wollte, wäre es doppelt schlimm. Spricht der Sebastian nur ein einziges Wort, so bin ich verloren. Verflucht, daß man durch solch einen Hungerleider überall gehindert ist. Wahrhaftig, ich muß sie un=

schädlich machen. Aber wie, wie?" Nachdem er eine Zeit lang nachgedacht hatte, legte er den Finger an die fette Nase und lächelte mit zufriedener Miene, dann rief er dem Schenkmädchen zu: „Bringen Sie den Leuten im Schuppen einen tüchtigen Eierkuchen und ein Stück Brod für meine Rechnung und sagen Sie ihnen, das schicke der Bannmeyer."

„Ich will sie schon hier fortbekommen, ehe sie Unheil angerichtet haben," dachte er, „und nachher? Nun dann wird sich schon ein Weg finden, um für immer von ihnen loszukommen."

Er kaute nun vergnügt darauf los und ließ sich den Wein ganz vortrefflich schmecken. Was ihm so große Sorgen gemacht hatte, war nun beseitigt.

Das Mädchen, welches gesehen hatte, wie hungrig die Leute aussahen, rührte tüchtig Mehl und Eier durch einander und schnitt breite Speckstücke in die Pfanne. Als der dicke Kuchen fertig war, schob sie denselben aus der Pfanne in eine große Schüssel, fügte ein Stück Brod und einen Krug Bier dazu und trug es in den Schuppen. Die Leutchen sahen sich den Kuchen an und fühlten, wie ihnen das Wasser im Munde zusammenlief, aber Sebastian senkte den Kopf und sagte traurig: „Wir möchten ihn schon, aber wir haben kein Geld zum Bezahlen!"

„Ei," sagte das Mädchen lächelnd, „bezahlen sollt Ihr auch nicht, dafür sorgt der dicke Bannmeyer. Er hat mir ausdrücklich gesagt, es ginge auf seine Rechnung."

„Der brave Bannmeyer," sagte Mariechen und griff gleich nach dem Messer, um den Kuchen in Stücke zu zerlegen. Als die Magd fort war, warf Sebastian seiner Frau einen Blick zu und sagte: „Wir haben ihm am Ende doch Unrecht gethan. Jedenfalls wollen wir uns den Kuchen schmecken lassen; denn es ist eine große Frage, ob wir sobald wieder einen so großmüthigen Wohlthäter finden."

Ah, wie das schmeckte! „Schau," rief Agnes ver=

gnügt; „ärmer, als wir kann nicht leicht Jemand sein, und doch bekommen wir zu essen und zu trinken!"

„Das glaub' ich wohl," sprach Mariechen. „Es kommt daher, weil wir am Kreuze gebetet haben. Der Bannmeyer ist ja auch vorübergefahren, und da hat ihm der liebe Gott gute Gedanken in's Herz gegeben und ihm gesagt: ‚Wenn Du einen Hungrigen findest, so speise ihn!'"

Diese Erklärung gefiel den Eltern ausnehmend gut, und deßhalb mundete ihnen der Kuchen noch besser.

Das Gewitter ließ indessen nach, und die Sonne schien wieder. Da kam der Bannmeyer in den Schuppen, that sehr freundlich und sprach: „Ich konnte mir denken, daß Euch der Magen juckte, darum schickte ich Euch den Kuchen. Wo wollt Ihr aber nun hin? Es ist bald Nacht und Ihr werdet ohne Obdach herumlaufen. Ich will Euch einen Vorschlag machen, den Ihr annehmen oder ablehnen könnt. Geschäfte führen mich über die Grenze und ich übernachte dort in einem Dorfe. Wenn Ihr wollt, könnt Ihr in meinem Wägelchen mitfahren. Es ist Platz für zwei Personen in demselben. Mariechen nehmet Ihr auf den Schooß und ich setze mich auf den Bock."

Es versteht sich von selbst, daß sie den Vorschlag dankbar annahmen, denn Agnes war so müd, daß sie keinen Fuß mehr vor den andern setzen konnte. Also spannte der Bannmeyer das Wägelchen an und fort ging's im vollen Galopp.

Sie waren noch nicht weit gefahren, als die Sonne sank und die Haide sich mit Nacht bedeckte. Da lenkte der Bannmeyer vom Wege ab und fuhr quer über die Haide, wo in der Ferne die Lichter eines Dorfes schimmerten. „Da bleiben wir heute Nacht," sagte er, „und für morgen finde ich schon eine Gelegenheit, daß Ihr weiter kommt."

Sebastian Kemper hatte mehr als einmal auf der Zunge, ihn wegen seines knappen Wesens und seiner entschiedenen Antwort um Verzeihung zu bitten, aber Bannmeyer war so voll von Erzählungen und Anekdoten, daß er gar nicht zum Worte kam. Endlich erreichten sie das Dorf und in demselben ein Wirthshaus. Bannmeyer führte

sie an dasselbe, verlangte für die Leute Essen und Herberge und bezahlte im Voraus die Zeche. Sie aßen und tranken und gingen dann zu Bette. Im Hinterhause auf dem Hofe wurde ihnen ein abgelegenes Zimmerchen angewiesen.

IV. Kapitel.

Die letzte Hütte des Dorfes. — Hinnerick. — In der Scheune. — Im Schwan. — Kapitain Van der Meulen. — Die Unterredung. — Echter Rheinwein. — Der kleine Baron. — Die Schläfer. — Wie der kleine Van Dieest durch die Luft fliegt. —

Die kleine Familie war von dem weiten Marsche sehr ermüdet und suchte nach dem Abendessen bald ihr Nachtlager auf. Vor dem Niederlegen aber dankten sie inniger als sonst dem lieben Gott, der sie so sichtbar beschützte und führte, für die heute genossenen Wohlthaten.

Bannmeyer hatte bei den Wirthsleuten vorgegeben, er müsse noch eine Fahrt zu einem benachbarten Wirthshause machen und werde ziemlich spät zurückkommen; sie sollten ihm deßhalb das Hofthor offen lassen, damit er mit seinem Wagen herein könne. Er nahm nur einen kleinen Imbiß und kutschirte dann wieder fort. Am letzten Hause des Dorfes hielt er an, stieg ab und trat an das kleine schmutzige Fenster der Hütte. Durch die kleinen, grün und roth angelaufenen, in Blei gefaßten Scheiben konnte er in das ärmliche Stübchen sehen. Ein Mann, in eine blaue Blouse gekleidet, saß mit übereinandergeschlagenen Beinen an einem schmutzigen Tische und sprach einem Kruge Genever zu. Bannmeyer klopfte mit dem Knöchel an die Scheiben und rief: „Hinnerick!"

Sofort erhob sich Hinnerick und kam an die Thüre. Als er den Bannmeyer erkannte, schloß er sein Haus zu und stieg zu ihm in den Wagen. Langsam fuhren sie weiter. „Hinnerick," flüsterte der Kaufmann, „ehe

wir an unser Geschäft gehen, möchte ich den Kapitain Van der Meulen sprechen. Er ist doch noch im Dorfe?"

„Das will ich meinen! Er sitzt jetzt im Schwan hinter dem Bierkruge und blinzelt mit seinen schlauen Augen unter den Gästen umher, ob nicht irgend einer von jenseit der Grenze darunter ist, den er in die Matrosenjacke pressen könnte."

„Also das Geschäft steht noch nicht still?"

„Stillstehen? Wo denkt Ihr hin? Auf See werden immer wieder neue Matrosen gebraucht. An Stillstehen ist also nicht zu denken. Wenn er heute fünfzig bekommen könnte, würde er sich mit neunundvierzig wahrhaftig nicht begnügen."

„Ich habe etwas Nothwendiges mit ihm zu sprechen, Hinnerick. Geh also und bestelle ihn in die Scheune; aber er soll gleich kommen. Vergiß nicht, ihm zu sagen, daß ich einige Extraflaschen echten Rheinweins für ihn aufgespart habe."

Hinnerick sprang aus dem Wägelchen und ging wieder dem Dorfe zu. Bannmeyer aber fuhr weiter bis zu einem einzeln stehenden Gehöfte, an dessen große Scheune er dreimal mit dem Finger pochte.

„Wer ist draußen?" rief eine Stimme.

„Der Bannmeyer."

Das Thor wurde aufgeschlossen; er fuhr mit dem Gefähr hinein und befahl den beiden Burschen, welche inwendig die Wache hielten, in's Dorf zu gehen und die Fuhren zu bestellen; in einer Stunde müßten sie alle an Ort und Stelle sein. Die Knechte machten sich sogleich auf den Trab. Bannmeyer aber zündete seine Laterne an und überschaute einen großen Haufen von Waarenballen, Kisten und Säcken, welche alle so auf einandergestapelt waren, daß man die Zeichen und das Gewicht sehen konnte.

„Ich muß doch vergleichen," sprach er, „denn man kann all diesen Spitzbuben nicht weiter trauen, als man mit eigenen Augen sieht. Sie machen sich kein Gewissen daraus, einen über's Ohr zu hauen, daß einem

Hören und Sehen vergeht. Haben wir doch noch neulich zwei Säcke Kaffeebohnen gefehlt!"

Eine lange Rechnung aus seiner Tasche nehmend und die Zeichen und Nummern mit leiser Stimme verlesend ging er von einem Colli zum andern, bis er das letzte nachgesehen hatte.

„Stimmt auffallend," sagte er. „Mein letzter Brief, in welchem ich ihm gehörig den Kopf gewaschen, hat also doch seine Wirkung nicht verfehlt. Er wird natürlich die Kundschaft nicht gerne verlieren. Glaub's wohl! An mir allein verdient er das Jahr seine vier- bis fünftausend Gulden, und das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit." Schmunzelnd ließ er sich jetzt auf einem der Ballen nieder und begann, mit stillem Behagen seinen Maserkopf zu rauchen.

Folgen wir nun dem Hinnerick, welcher mit langen Schritten in's Dorf zurückeilte. Vor dem ihm bezeichneten Wirthshause baumelte eine Laterne, welche die Gestalt eines Schwans hatte und mit ihrem verschiedenfarbigen Lichte zum Eintritte einlud. Hinnerick trat in die lange Gaststube und überschaute die Anwesenden. Der Kapitain Van der Meulen saß gravitätisch zwischen einigen halbreifen Jünglingen, meistens Ritter von der Elle, denen er mit einem unvergleichlichen Pathos die Herrlichkeiten des Seelebens und die Schönheiten fremder Länder schilderte.

„Der Schalk," brummte Hinnerick; „er weiß so gut, wie ich, daß die größere Hälfte gelogen ist; aber je dicker er die Farben aufträgt, desto begieriger werden sie nach all den erlogenen Dingen. Ich wette meinen Hals darauf, daß ein paar unter den Maulaffen sind, die sich schon im Geiste als den Häuptling einer Insel sehen und denen es so lange unter dem Schuh brennt, bis sie Handgeld nehmen. Wohl bekomms! Mir hat er's seiner Zeit auch so gemacht, aber ich war doch keine drei Tage auf dem Salzwasser, so erhielt ich schon Hiebe, daß die Haut borst. Da gefällt mir's doch besser beim Bannmeyer; er ist zwar ein abgefeimter Spitzbube, der es ebenfalls nicht unterläßt, den

Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen; aber es ist doch ein sicheres Brod und man riskirt im Sturm auch nicht sein Leben."

Er drängte sich durch den Kreis der jungen Leute, grüßte nach Matrosenart und ließ sich neben dem Kapitain nieder, den er durch einen Druck der Hand sogleich verständigte, daß er ihm etwas mitzutheilen habe. Die Beiden verstanden sich unter einander und konnten eine Sprache zusammenwälschen, die andern Leuten wie Katzentöne vorkamen und die sie bei den Wilden gelernt haben mußten.

Damit unsere Leser doch verstehen, was sie sagten, so wollen wir es hier in deutscher Sprache niederschreiben.

„Herr Kapitain, habt Ihr lange keinen echten Rheinwein mehr getrunken?"

„Wahrhaftig nicht, Hinnerick; wenn Du welchen hast, so lasse ihn nicht verschaalen, sondern rücke nur gleich heraus damit."

„Ich selber habe keinen, Herr Kapitain, aber der Bannmeyer. Sie kennen doch den Bannmeyer."

„Sehr gut! Aber der Kerl will Geld für seinen Wein haben."

„Will nicht, will ihn schenken."

„Das ist etwas Anderes. Wenn dieser herrliche Bannmeyer den Wein schenkt, so ist es mir ganz gleichgültig, ob er geschmuggelt oder versteuert ist. Wo ist denn der liebe Bannmeyer?"

„In der bekannten Scheune, Kapitain. Sie möchten sich ein wenig sputen, denn er will Ihnen noch eine andere Mittheilung machen. Vielleicht ein Geschäft, bei dem etwas zu verdienen ist."

Der Kapitain schlürfte sein Glas aus, drehte den Schnurrbart und sagte zu den jungen Leuten: „Morgen erzähle ich Euch weiter. Heute habe ich keine Zeit mehr."

Er verließ den Schwan, und da es sein Geschäft mit sich brachte, stets Winkelzüge zu machen, so ging er nicht auf der geraden Straße, sondern im Zickzack

nach der Scheune und klopfte mit seinem Säbel an die Thüre. Bannmeyer öffnete, hieß ihn eintreten und schloß dann wieder die Thüre.

„Herr Kapitain," flüsterte er, „ich kann Ihnen ein Geschäft an die Hand thun, wie Sie lange keins gemacht haben."

„Das wäre," entgegnete Van der Meulen; „haben Sie wieder billigen Wein eingekauft, den Sie mir theuer anschmieren wollen?"

„Dieses Mal bekommen Sie den Wein umsonst; aber das ist das Geringste. Das Beste kommt nach. Ich habe da einen Kerl, der mir beim Schmuggeln im Wege steht, ein wahres Prachtexemplar, wie sich kein zweites auf der ganzen holländischen Marine findet; mit Einem Worte ein Kerl, der einen Stier mit der Faust todtschlagen kann. Nicht wahr, das ist ein leckerer Bissen?"

„Wie viel Handgeld kostet der Kerl denn?"

„Gar keins! Sie können den Betrag in die Tasche stecken!"

„Ja, ja, das ist ganz schön! Aber da wird es schwer halten, sich des Menschen zu bemächtigen."

„Auch dafür habe ich schon gesorgt, Kapitain. Hier ist ein Billet, worin geschrieben steht: ‚Sebastian, ich schicke Dir einen Wagen. Folge nur gleich dem Ueberbringer dieses Briefchens und komme zu mir; denn es sind Werber im Dorfe, die Dich auf ein Schiff pressen wollen.‘ Sollte er dennoch Verdacht schöpfen, nun, so bemächtigt Ihr Euch seiner mit Gewalt."

„Prächtig, prächtig, lieber Bannmeyer; gebt mir nur gleich den versprochenen Wein und sagt mir, wo der Vogel im Käfig sitzt."

„Halt! Nicht so hastig, Kapitain! Hier ist der Wein! Wenn ich Euch den umsonst gebe und noch obendrein den Mann, so ist es doch natürlich, daß ich wenigstens eine Gefälligkeit von Euch fordere."

„Laßt hören, Bannmeyer."

„Nun, ich will es Euch nur gerade heraus sagen.

Wenn der Sebastian Kemper in Holland und gar bei seinem Bruder bleibt, so habe ich zu fürchten, daß er mich über Kurz oder Lang als Schmuggler anschwärzt, denn er hat mir in die Karten geschaut; darum muß er fort."

„Ist ja schon zugestanden."

„Freilich, aber er hat auch Frau und Kind bei sich; die müssen ebenfalls fort. Wo sie bleiben, und ob sie überhaupt am Leben bleiben, ist mir ganz gleich."

„Mit Weibern und Kindern treibe ich sonst keinen Handel, Bannmeyer. Wenn ich sie freilich zusammen auf einer unserer Colonieen hätte, so ließe sich Geld aus ihnen machen; aber das wird zu gefährlich sein. Doch, weil Du sagst, daß der Handel so gut sei, so will ich mich dazu verstehen, sie unschädlich zu machen. Verlaß Dich darauf. Wenn ich sie einmal auf dem Schiffe habe, so mögen sie sich meinetwegen die Kehle abschreien. Es hört sie doch Niemand, als ich und meine Matrosen. An Bord aber macht man nicht viel aus ein Bischen Menschenraub; denn es ist einmal so hergebracht."

Bannmeyer erklärte nun dem Kapitain, wo die kleine Familie zu finden sei und empfahl ihm die höchste Vorsicht an.

„Natürlich," sagte Van der Meulen; „es liegt ja in meinem eigenen Vortheile. Nun mit den Flaschen her!"

Bannmeyer reichte ihm ein Körbchen, in dem sie verpackt waren und rieb sich vor Vergnügen den Bart, daß ihm der Schelmstreich so wohl gelang.

Schon unterwegs brach Van der Meulen einer der Flaschen den Hals und überzeugte sich, daß es ein vortrefflicher Trank und ein reines Product war. An seiner Wohnung angekommen, brachte er erst die Flaschen in Sicherheit; dann befahl er dem Knechte, den Wagen anzuspannen, in welchem die Gepreßten fortgebracht wurden. Es war ein langes, karrenartiges Gefähr, in welchem acht Personen zugleich Platz hatten und welches man mit einem gewölbten Deckel schließen konnte. Drei handfeste Matrosen, welche stets

bei solchen Expeditionen thätig waren, mußten in das Fahrzeug steigen und erhielten den Befehl, den Sebastian, seine Frau und sein Kind am Schreien zu verhindern. Der kleine Baron Van Diest., der meistens zum Spioniren verwendet wurde, erhielt den Auftrag, sich im Vorderhause bei den Wirthsleuten einzunisten und sie auf irgend eine Weise zu beschäftigen, damit Niemand aus der Stube käme und sie überrasche.

Als Alles fertig war, warf der Kapitain einen Mantel um, steckte statt der Stiefel ein paar Holzschuhe an die Füße und setzte eine holländische Quastenmütze auf. Leise fuhren Sie dem Hause zu und hielten in einiger Entfernung stille. Der kleine Baron und der Kapitain gingen durch das offen stehende Thor, und zwar der Eine nach dem Vorderhause, der Andere nach dem Hinterhause. Diesem Letztern, dem Kapitain, wollen wir folgen. Er hatte die Holzschuhe in die Hand genommen und schritt auf den Strümpfen bis an die Thüre, wo Sebastian mit seiner Frau und seinem Kinde schlief. Leise öffnete er und trat in das Gemach. Die Leutchen lagen eben im ersten Schlafe und der Kapitän mußte die Schläfer tüchtig an der Schulter rütteln, ehe sie wach wurden.

„Sind Sie der Sebastian Kemper?" fragte der Kapitain.

Sehr verwundert, von einem fremden Menschen aus dem Schlafe geweckt zu werden, gab er zur Antwort: „Ja, ich heiße so; aber wie kommt man dazu, in mein Zimmer einzudringen und mich zu wecken?"

„Bst, Kemper, sprechen Sie nicht so laut. In diesem Wirthshause logiren augenblicklich Werber, welche starke Männer, wie Sie einer sind, mit Gewalt aufheben und zur See schleppen. Der Anführer dieser Räuberbande hat Sie gesehen, und Sie sollen diese Nacht hier aufgeschnappt werden."

Marie fing an zu schluchzen und klammerte sich an den Vater; auch Agnes brach in Thränen aus.

„Wenn Ihr Euch die Bande noch eher auf den

B50819 | B | A | PART COM.

CALL NO.

IF RUSH INDICATE DATE WANTED

AUTHOR (SURNAME FIRST) Herchenbach, Wilhelm

DATE ORDERED

TITLE Schmuggler und seefahrer! Eine erzählung für volk und jugend ...

OF

DATE OF BILL

EDITION PLACE Regensburg PUBLISHER Manz

COST

DATE OF PUB. 1871 VOLS. PRICE

CHARGED TO

TO BE CHARGED TO GERMAN FUND

22049 = Sp. col. div

NOT IN LIBRARY

RECOMMENDED BY APPROVED BY

UNIV. OF ILL. LIB.

WHEN CATALOGED SEND TO

E&P.

DATE RECEIVED OCT 7 1949

GIVE SOURCE OF INFORMATION ABOUT THIS BOOK ON BACK OF CARD.

YEAR—DATE ORDERED—MONTH

AGENT—TOP MISC.—BOTTOM PRINCIPAL

FUND

Hals laden wollt, so müßt Ihr schreien," sagte der Kapitain. „Um Gottes Willen stille, sonst sind sie im Augenblicke hier."

„Aber Sie kennen uns ja gar nicht," entgegnete Sebastian. „Wie kommt es denn, daß Sie so großen Antheil an uns nehmen?"

„Richtig, das hätte ich ja bald vergessen! Ich bin nur ein Knecht und mische mich in solche Dinge nicht. Jeder mag zusehen, wie er sich seiner Haut wehrt. Da ist ein Briefchen von Bannmeyer."

Kemper zündete eine Lampe an und las den Zettel. „Wahrhaftig, es ist wahr," sprach er; „wir müssen machen, daß wir aus dieser Räuberhöhle kommen. Kleidet Euch rasch an."

„Ja gewiß, eilt Euch," sagte der Kapitain; „ich habe zwar einen Mann in die Stube geschickt, welcher die Leute unterhalten soll, daß sie nicht herauskommen, aber es könnte ihnen leicht zu lang werden. Draußen steht ein Wagen, mit dem wir schnell fort können."

Die Betrogenen, welche sich schon in den Händen der Menschenräuber glaubten, sputeten sich, was sie konnten und folgten ihrem angeblichen Befreier auf den Zehen. Als sie an der Gaststube vorüberkamen, hörten sie lauten Wortwechsel, und sie hatten kaum das Thor durchschritten, so flog der kleine Van Diest wie ein Gummiball aus der Stube in den Hof, daß er die Beine in die Luft streckte. Sebastian, in der Furcht, daß die Werber da schon einen zwischen hätten, zog seine Frau und sein Kind hinter sich her und begab sich mit schnellen Schritten zu dem wartenden Wagen, in dessen Innerm sie rasch verschwanden.

Die Geschichte mit Van Diest verhielt sich aber also: Der junge Herr mit dem langen Haar, den hohen Stulpstiefeln und den Sporen daran, kam etwas sehr arrogant in das Zimmer und bestellte eine Flasche Wein. Der Wirth, seine Frau, seine Tochter und sein Sohn saßen eben beim Essen und waren munter

und guter Dinge. Der Sohn sah den Knirps mit Ingrimm von der Seite an und setzte ihm den Wein nicht eben auf die freundlichste Art vor. Der Herr Baron that, als ob er nichts merke, bearbeitete mit der Reitpeitsche seine Stulpstiefel und geberdete sich, wie ein Junker, der keine Erziehung genossen hat.

„Stoßen Sie an, trinken Sie mit auf die Marine," sagte er zu dem Sohne des Hauses.

„Ich danke," gab dieser zur Antwort; „wenn ich Wein trinken will, so thu ich's aus meinem eigenen Beutel; denn es kommt in der Regel nichts dabei heraus, wenn man sich tractiren läßt."

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß Sie eine Flasche nachgeben müssen," sprach der kleine Baron; „ich habe Geld genug!"

„Das werden Sie am besten selbst wissen, Herr Baron! Aber ich trinke doch nicht mit Ihnen."

„Hm, so fürchten Sie wohl, daß ich Sie trunken mache und dann zum Matrosen presse?"

Das war dem Sohn zu viel. „Knirps," schrie er zornig, „schlecht genug wärst Du schon dazu, aber weißt Du denn nicht, daß ich Dich weicher schlüge, wie ein Puffertchen? Verdient hättest Du es schon, denn auf Dein Anstiften ist mein bester Freund um seine Freiheit bestohlen worden."

„Kann Dir auch noch geschehen, Bauer!" schrie Van Diest.

Da sprang der Herr Sohn auf ihn zu, schlug ihn erst auf den rechten Backen, dann auf den Linken, dann auf beide zugleich und immer schneller und schneller, daß ihm die Hände ordentlich wie eine Windmühle gingen. Dann faßte er ihn am Halse, drehte ihn mit einem Ruck herum und versetzte ihm mit dem Knie einen Schub, daß er wie ein Reifenspringer auf den Mist purzelte und sich dort mühsam wieder zusammenlas.

Der Kapitain sah den schießenden Baron durch die Luft kommen, und diese Expeditionsart that ihm

so wohl, daß er gerne laut gelacht hätte, aber er durfte es jetzt nicht thun, sondern mußte seinen Ernst beibehalten. „Vorwärts!“ sagte er, und der Karren fuhr fort.

V. Kapitel.

Abfuhr der Contrebande. — Die Schützlinge sind schon fort. — Der große Ochs. — Eine schwarze Prinzessin. — Die Träger. — Ehrliche Versteuerung. — Wie die Haide so schön ist. — Die Nachtkappe auf einem Ohr. — Wie man die Douanen entfernt. — Ein Kopf über der Mauer. — Hinnerick tritt an Sebastians Stelle.

Während Bannmeyer noch mit Wohlbehagen sein Pfeifchen rauchte, kamen die Karren und Knechte an, und es wurde mit dem Verladen der Waaren begonnen. Kein Colli durfte übrigens ungewogen aufgeladen werden. Wenn nur ein Loth an dem verzeichneten Gewichte fehlte, so bemerkte er die Differenz, lud die Knechte zu Zeugen ein und schwur hoch und theuer, daß der Verkäufer ihn dafür dreifach entschädigen solle.

Als der letzte Ballen aufgeladen und die Ladungen mit Ketten und Seilen so fest gebunden waren, daß kein Colli herabfallen konnte, nahm er die Knechte in die Scheune und schärfte ihnen ein, daß sie auf dem Wege weder singen noch peitschen dürften, und zwei Stunden diesseits der Grenze, in dem Dorfe Fliet, halten müßten, wo ihnen das Absteigequartier ja bekannt sei. Jetzt bemerkte er, daß sie Bellen an den Pferden hatten. „Zum Henker!“ rief er ärgerlich aus, „muß ich denn an Alles denken? Es ist doch natürlich, daß man nicht mit den Bellen fährt; denn das heißt ja nichts Anderes, als die Douanen auf unsere Contrebande aufmerksam machen. Fort mit den Bellen!“

Die Bellen wurden abgelegt; Hinnerick erhielt den Auftrag, den Transport zu begleiten, und der Bannmeyer fuhr in sein Wirthshaus zurück. Wie er befohlen hatte, stand das Thor offen. Peitschenknallend, damit die Leute hören konnten, wann er zurückgekommen,

fuhr er in den Hof und begab sich zu Bette. Am folgenden Morgen war er zuerst vor allen Hausbewohnern auf den Beinen, ließ sich Kaffee bereiten, machte viel Geräusch und forderte den Sohn des Hauses auf, seine Schützlinge zu wecken; denn sie sollten sein Frühstück theilen.

Dieser kam zurück und zeigte ihm an, daß sie bereits abgereist seien.

„Hm," sprach Bannmeyer, „nach den Wohlthaten, die sie von mir empfangen, hätte ich doch gedacht, daß sie aus Dankbarkeit wenigstens Abschied von mir genommen; aber Undank ist nun einmal der Welt Lohn, und wer am meisten für die Menschen thut, hat sich auch am meisten über sie zu beklagen. Was liegt übrigens auch daran, wenn sie nur glücklich und wohlbehalten zu ihrem Bruder kommen."

Mit dem ganzen Hochmuthe, den reiche aber ungebildete Leute zur Schau zu tragen pflegen, bezahlte er seine Rechnung, ließ sich dann sein Wägelchen vorfahren und kutschirte von dannen. Auf seinem Wege durch das Dorf kam er auch an dem Hause des Kapitains Van der Meulen vorüber. Derselbe hatte so eben sein Bett verlassen und stand jetzt mit rothem, aufgedunsenem Gesichte am Fenster. „Zum Kuckuk," brummte er, „wie mir der Wein des Bannmeyer in das Blut übergegangen ist! Das klopft und hämmert, als ob ein Amboß darin stünde und ein Schmied davor, der unaufhörlich mit seinem Gesellen Eisenstangen reckt. Ich werde gleich zum Schwan hinüber gehen müssen, um mit ein paar Gläsern Genever die Gluth ein wenig zu mäßigen. Kommt da nicht der Bannmeyer? Wahrhaftig, er ist es! Morgen, guten Morgen, mein Freund! Fahren Sie doch ein wenig näher, damit ich Ihnen die Hand reichen kann!"

Bannmeyer fuhr dicht an das Fenster und lispelte: „Alles gut abgelaufen?"

„Ah, ganz vortrefflich, mein Freund. Der große Ochs hat nicht das Mindeste gemerkt und sich so ruhig

abfangen lassen, als wenn wir ihn und sein Weibchen zu einer Theegesellschaft abgeholt hätten. Ist aber ein prächtiges Exemplar, der Kerl, mit dem ich Ehre einzulegen hoffe."

„Und mit dem Sie Geld verdienen werden," fügte Bannmeyer hinzu.

„Nun ja, mein Freund, Geld schreit die ganze Welt, und wer keines hat, der ist ein Lump, und ein Lump, der welches hat, ist ein ganzer Kerl, vor dem Jedermann den Hut abthut. Was mich angeht, so habe ich zu viel Durst, um reich zu werden. Apropos, wenn Sie wieder nach Holland kommen, so vergessen Sie nicht, von dem Rheinweine noch etwas mitzubringen; und wenn es noch solche Prachtkerle bei Ihnen giebt, so können Sie mir ein ganzes Dutzend davon zuführen. Ich bringe Ihnen dafür eine schwarze Prinzessin mit, die Sie als Ladenmamsell anstellen können."

„Das lassen Sie lieber bleiben, Herr Kapitain," antwortete Bannmeyer lachend; „meine Kunden würden glauben, des Teufels Großmutter vor sich zu sehen, und nicht wieder in mein Haus kommen. — Was werden Sie mit der Mutter und dem Mädchen anfangen, Herr Kapitain?"

„So genau läßt sich das vorher nicht bestimmen," erwiederte Van der Meulen. „Ich werde nach Umständen handeln. Sie können sich aber darauf verlassen, daß sie Ihnen nicht mehr in's Gehege laufen; denn eine Freundschaft ist der andern werth."

Der Bannmeyer lächelte vergnügt, denn er war einer großen Sorge überhoben. Seinem Pferdlein die Peitsche gebend, fuhr er weiter und ließ das Thierchen eine ganze Stunde lang traben. Dann fütterte er ihm etwas mit Branntwein übergossenes Brod und ließ es eine Zeitlang in ruhigem Schritte gehen, bis es wieder neue Kraft gesammelt hatte. Bald kam er in dem Dorfe Fliet an, wo er die Karren noch am Eingange des Dorfes traf. Sie wurden abermals in eine von ihm gemiethete Scheune gebracht, abgeladen

und controllirt; dann gab er dem Hinnerick den Auftrag, die gewöhnlichen Träger zu bestellen. Sie kamen einer nach dem andern und Bannmeyer bezeichnete einem Jeden die Packen, die er über die Grenze zu tragen hatte.

„Jungens,“ sagte er, „ich glaube nicht, daß Ihr viel Mühe haben werdet, weil in der letzten Zeit wenig geschmuggelt worden ist; aber wir müssen nichts desto weniger auf alle Fälle gefaßt sein. Vor allen Dingen haltet eure Waffen stets bereit. Begebt Euch aber nicht muthwillig in die Gefahr, und wenn die Grenze allzustark besetzt ist, so legt die Waaren lieber in unserm Depot nieder. Hinnerick wird Euch begleiten und Euch anzeigen, wenn die Luft rein ist. Folgt ihm, als wenn ich in eigener Person dabei wäre. Wer selbst die Schuld trägt, daß ein Ballen verloren geht, der muß den Werth ersetzen.“

„Hinnerick,“ fuhr er dann fort, „bring mir einige Päckchen Thee, einige Pfund Tabak und ein paar Hundert Cigarren in mein Wägelchen. Ich muß fort!“

Eine halbe Stunde später rollte der Bannmeyer mit vergnügtem Gesichte der Grenze zu und erreichte bald das Zollhaus. Mit einer rührenden Ehrlichkeit verzollte er hier die Kleinigkeiten, welche Hinnerick ihm mitgegeben hatte. „Ich kann das Schmuggeln einmal nicht ausstehen,“ sagte er, „aber wenn ich nach Holland komme, muß ich doch immer etwas mitbringen; denn meine Grete sagt, die Waaren würden in Deutschland auf eine schändliche Weise vermischt und verfälscht, und was ich mitbrächte, das sei trotz des theuern Zolls immer noch billiger, als das, was sie daheim kaufe. Und hier, lieber Herr Zolldirector, habe ich auch Ihnen etwas Thee und Cigarren mitgebracht.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Bannmeyer,“ antwortete der Beschenkte. „Hier auf diesem einsamen Posten thut es einem allerdings recht wohl, wenn man mitunter eine gute Cigarre und eine echte Tasse Thee trinken kann. Gott sei Dank hat

das Schmuggeln ein wenig nachgelassen und wir können jetzt wenigstens die Nächte ruhig in unsern Betten zubringen."

Der letztere Zusatz gefiel dem Kaufmanne ganz außerordentlich; denn nun konnte er mit dem Bewußtsein, daß seine Leute nicht angehalten würden, nach Hause fahren.

„Ich muß machen, daß ich zu meiner Grete komme, Herr Director," sagte er, reichte dem Beamten die Hand und kutschirte hinweg. Die unfruchtbare Haide, welche er zur rechten und zur linken Hand hatte, kam ihm heute ganz ungewöhnlich schön vor. „So eine Haide hat doch auch ihre Reize," sagte er. „Wenn nur die Föhren etwas dichter zusammenstünden! Zwanzig Ballen Kaffee — Zoll an der Grenze und Zoll zu Hause, Vermischung mit schlechtern Sorten und Steinchen dazwischen — macht am Ballen zweihundert Procent. Zu dem gestoßenen Kannel werde ich wohl einige Dutzend Cigarrenkisten mahlen lassen. In den Stampfzucker und in die geriebene Chocolade kommt eine gehörige Quantität Mehl. Wie die Haideblümchen so allerliebst roth sind! Schade, daß man die Citronen und die Muskatnüsse nicht verfälschen kann. Sollte es dafür denn gar kein Mittel geben? Nein, es geht nicht! die Dinge sind leider ganz und müssen ganz bleiben. Was man mahlen, stoßen und reiben kann, das wirft schon einen bessern Profit ab."

Die Haide ging zu Ende. Er kam an dem Kreuz vorüber, an welchem die Kempers noch vor Kurzem ihre Andacht verrichtet hatten. Der Bannmeyer aber lenkte sein Wägelchen nach der andern Seite und schaute rechts über die Haide. „Wenn ich nach dem Kreuz schaue," murmelte er, „dann ist mir's immer, als wenn der Profit halb verloren ginge. Wozu brauchen auch diese schrecklichen Bilder am Wege zu stehen? Der liebe Herrgott ist doch nicht allein für die Zöllner und Sünder gestorben, sondern auch für die Schmuggler. Fort, fort! der Grete wird's sicher zu lang, bis ich komme!"

Brrrr—rrr! schnurrten die Räder weiter und das Pferdchen dampfte wie ein Kochofen. Endlich aber war es vor dem Thore angekommen. „Guten Tag, Huppert," rief er dem Wächter zu. „Kommt einmal her! Ich habe Euch ein Päckchen ächten holländischen Tabak mitgebracht; der wird Euch schmecken!"

Der Huppert nahm das Päckchen mit Vergnügen und stopfte gleich seine Pfeife damit. Bannmeyer rollte weiter durch das dunkle Thorgewölbe und hielt bald darauf vor seinem Hause mit den grünen Fensterläden.

Die Grete war noch in der Nachtskappe und hatte dieselbe auf einem Ohr stehen. Dann pflegte es in der Regel schlechtes Wetter bei ihr zu sein. Das war auch heute der Fall. Die Mägde hatten dieses und jenes verbrochen; deßhalb wetterte und fuchtelte sie aus einer Stube in die andere und fand überall etwas zu tadeln. Der Bannmeyer warf einem Knechte die Zügel zu und begab sich direct in sein Stübchen; denn in solchen Augenblicken wich er der Grete gerne aus. Diese aber kam ungerufen und ließ auch an dem Ehgespons ihre üble Laune aus.

„Was hast Du mir mitgebracht?" fragte sie unwirsch.

„Dies Mal Nichts, Grete; es war keine Zeit dazu."

„Ja, für Deine Frau hast Du niemals Zeit. Konntest Du nicht einen kleinen Abstecher nach Venloo machen und mir ein Kleid oder einen neuen Hut mitbringen?"

„Nächstens, Grete! Dies Mal ging es wahrhaftig nicht."

„Immer nächstens! Du möchtest wohl, daß ich wie eine Vogelscheuche herumginge, indessen Du es Dir an nichts mangeln lässest."

Der Bannmeyer merkte, daß sie im Begriffe war, die Schleusen ihres Zornes ganz in die Höhe zu ziehen, deßhalb zog er es vor, sich schleunigst aus dem Hause zu entfernen und ein paar Nachbarbesuche zu machen.

Kehren wir jetzt wieder nach Fliet zurück. Unter Anleitung Hinnerick's waren die sämmtlichen Päckchen in Tragkörbe, sogenannte Kiepen verpackt und mit Stroh umstopft, so daß man von Außen gar nicht vermuthen konnte, welch' eine kostbare Last sie trugen. Mit dem Eintritte der Dunkelheit marschirten sie ab. So lange sie auf holländischem Gebiete waren, unterhielten sie sich ungenirt; je mehr sie sich aber der Grenze näherten, desto leiser wurde die Unterhaltung. Endlich verstummte sie ganz. Auf holländischem Boden, aber ziemlich dicht an den preußischen Grenzpfählen lag ein Wald. In diesen huschten sie hinein und lagerten sich zwischen dem Gesträuche auf den Boden. Hinnerick aber ging auf Kundschaft aus oder vielmehr er kroch auf Hand und Fuß. Am Rande des Waldes steckte er den Kopf aus dem Laube und spähte umher. Der Mond gab Licht genug, um ihm zwei Douanen zu zeigen, welche auf der preußischen Seite auf- und abgingen. Ob sie bereits etwas gemerkt hatten, oder ob es Zufall war, daß sie sich nicht entfernten, das konnte er natürlich nicht wissen, aber die Zollwächter mußten auf jeden Fall entfernt werden, denn nur hier, wo durch die Föhren einige Deckung vorhanden war, konnte der Durchbruch stattfinden.

Er schlich also zurück und flüsterte seinen Kameraden zu: „Wir müssen etwas daran wagen, denn es sind zwei Spürnasen drüben. Macht mir eine halbe Kiepe voll von dem schlechtesten Tabake, der für solche Fälle bestimmt ist. Ich werde mir die Kerls an einer andern Stelle auf den Hals ziehen. Wenn ihr einen oder mehrere Schüsse hört, dann paßt auf, ob sie sich nicht zurückziehen. Ist es der Fall, dann brecht Ihr durch."

Er nahm die für ihn bereitete Kiepe auf den Rücken und entfernte sich etwa dreihundert Schritte von dem Orte, wo sie sich jetzt befanden. An einer Stelle, wo in der Regel ein Posten stand, fing er laut an zu sprechen: „Nimm du den Tabak, ich nehme die Kaffee-

bohnen. Ich breche hier durch, du zweihundert Schritte weiter nach Links."

Dann gab er sich selbst mit verstellter Stimme Antwort und so entstand eine Unterhaltung, welche dem Posten auffallen mußte. Hinnerick, welcher genau mit der Gegend bekannt war, hatte denselben im Auge. Als er nicht weit mehr von ihm entfernt war, machte er sich laufend über die Grenze, so daß der Posten hinter ihm hertraben mußte, wenn er seiner habhaft werden wollte.

„He, halt!" schrie dieser. Und da er fürchtete, er möchte ihm entwischen, so setzte er sein schrilles Pfeifchen an den Mund und rief damit seine nächsten Kameraden von Rechts und Links herbei. Sobald Hinnerick dieselben in der Ferne kommen sah, feuerte er seine Pistole los. Der Klang schallte weit durch die stille Nacht. In demselben Momente aber ließ er sich zu Boden fallen und stieß ein so klägliches Geschrei aus, daß die von Rechts herbeikommenden Douanen meinten, er sei von den Linken, und die von Links kommenden, er sei von den Rechten erschossen worden. Der Spitzbube aber machte sich schnell von seiner Kiepe los, kroch auf Händen und Füßen zwischen den Haidekräutern durch über die Grenze und machte sich dann eiligst aus dem Staube.

Die Douaniers fanden zu ihrer Verwunderung nur die Kiepe, nicht aber den Schmuggler. Mit den gegenseitigen Erklärungen über den gefallenen Schuß, der Untersuchung der Kiepe und dem Verfolgen des Mannes, der sich, nach ihrer Meinung, aus Unvorsichtigkeit selbst geschossen hatte, ging so viel Zeit verloren, daß die Schmuggler sich längst aus ihrem Gesichtskreise befanden.

Hinnerick lachte in's Fäustchen, daß seine List so wohl gelungen war. Im Eichenwalde holte er seine Freunde ein und erzählte ihnen unter leisem Lachen, wie er den Preußen so fein eine Nase gedreht habe. Auch seine Gefährten lachten.

„Leise, leise," sprach er. „Wir müssen uns jetzt in Acht nehmen. Halten wir uns im Walde, und wenn wir aus demselben herauskommen, so nehmen wir unsern Weg mitten über die Wiesen. Es ist zwar ziemlich spät, aber der Zufall könnte es doch fügen, daß wir Jemanden begegneten, der seine Nase nicht in unsere Angelegenheiten zu stecken braucht."

Es wurde unterdessen immer dunkler, und sie kamen zu der von Bannmeyer berechneten Zeit an der Rückseite der Stadtmauer an. Hier legten sie ihre Packen zu Boden und streckten sich selbst in den Schatten der Mauer. Hinnerick, der mit den Legenden sehr genau vertraut war, nahm eine Erdscholle und warf dieselbe gegen ein schwach erleuchtetes Fenster. Sofort verschwand das Licht. Es dauerte aber nicht lange, so kam ein Kopf über die Mauer. Es war Bannmeyer. „Seid Ihr alle zusammen?" fragte er leise.

„Alle," gab Hinnerick zur Antwort. „Lange die Leiter herüber, daß wir anfangen, abzuladen."

Der Bannmeyer reichte nun aus dem innern Hofe eine Leiter, welche von Außen an die Mauer gesetzt wurde. Die Schmuggler brachten auf diesem Wege ihre Kiepen in den Hof und stapelten daselbst die Ballen auf. Als dieses geschehen war, lohnte er die Schmuggler aus und schickte sie nach Hause, das Versprechen abgebend, sie bei der nächsten Expedition zeitig zu benachrichtigen. Den Hinnerick aber hielt er zurück. „Mein Junge," sagte er; „die Speculation mit dem Sebastian Kemper ist mir mißlungen. Es muß aber auf jeden Fall Einer hier schlafen, weil es nöthig ist, daß die Waaren bewacht werden und weil sie auch des Nachts von hier in mein Haus geschafft werden müssen. Was meinst Du? Wenn Du den Platz einnähmest?"

„Warum nicht, Bannmeyer? Ich bin zu Allem bereit, was Geld einbringt. Täglich vier Gulden, so ist die Sache abgemacht."

„Teufel, mein Junge, Du forderst nicht schlecht!

Aber es mag meinetwegen geschehen. Wenn ich auch nicht viel bei dem Handel herausschlage, so bleibt doch noch immer ein ganz kleiner Gewinnst."

„So klein, daß der arme Bannmeyer fast in seinem Fette erstickt," antwortete Hinnerick. „Doch das sind meine Sachen nicht. Jeder sorgt für sich selbst, so gut er kann. Tragen wir jetzt die Ballen hinab."

Bannmeyer zog die beiden Leitern in den Hof und legte sie der Mauer entlang nieder. Dann trugen sie gemeinschaftlich und mit vorsichtiger Controlle, ob auch Alles vorhanden, die Waaren in den verborgenen Keller-hinab. Schon tagte der Morgen, als sie damit fertig waren.

„Hinnerick," sagte Bannmeyer; „es ist am besten, wenn Du in der Stadt für meinen Knecht giltst, damit Du frei verkehren kannst. Mitunter werde ich einige Wagenladungen voll Waaren versteuern und am offenen Tage und vor den Augen der Leute und der Zollbehörde hierher fahren lassen. Dann gilt dieses Haus als unser Lager, und wir haben so nach allen Seiten hin freie Bewegung. Was wir geschmuggelt, kannst Du dann in freien Stunden immer in gestempelte leere Fässer, Kisten und Säcke umpacken. Damit bekommt unser Handel ein durchaus gesetzliches Ansehen. Wenn Du Deine Sache gut machst, so kommt es mir zuweilen auf ein paar Reichsthaler nicht an, und Du kannst Dir nach und nach ein hübsches Sümmchen zusammensparen, um selbst einen kleinen Handel anzufangen.

VI. Kapitel.

Der Pfiff. — Ein sonderbares Fahrzeug. — Drei Matrosen. — An Armen und Beinen gebunden. — Sebastian erfährt seine Bestimmung und ergiebt sich darein. — Er wird losgebunden. — Die Dünen des Meeres. — Die Helvetia. — Was Sebastian und was Agnes denkt. — Ankunft auf dem Schiffe. — Die bärtigen Gesellen. — Der Obersteuermann. — Sie bekommen eine besondere Cajüte.

Wir erinnern uns, daß der kleine Baron Van Diest in dem Augenblicke, als Sebastian Kemper mit seiner Familie in den Wagen stieg, aus der Stubenthüre herausgeworfen wurde. Einen solchen Ausgang hatte sich der Knirps nicht gedacht. Allerdings entsprach es ganz seiner Natur, die Leute so lange zu ärgern, daß sie schließlich die Geduld verloren; aber daß sie sich thätlich an ihm vergriffen, das ging doch über den Respect, den man vor seinem Adel hegen mußte. Er war deßhalb auch ganz darnach aufgelegt, zurückzukehren und dem Beleidiger mit der Peitsche in's Gesicht zu schlagen. Aber gerade jetzt pfiff der Kapitain Van der Meulen, und da er sich im Dienste befand, so mußte er sich den Schimpf gefallen lassen und gehorsam dem Pfiff folgen.

„Herr Baron," flüsterte ihm der Kapitain zu, „Sie werden sogleich zu Pferde steigen und den Transport begleiten, den ich unter Ihr Commando stelle. Sie wissen, wohin er geht. Sind Sie hübsch vorsichtig, daß Ihnen Keiner entwischt. Der Mann muß unbedingt auf das Schiff; die Frau können Sie ebenfalls mitnehmen, aber das Kind bleibt am Lande."

Der kleine Baron fühlte sich von diesem Auftrage nicht wenig geschmeichelt; denn es war das erste Mal, daß ihm ein solcher zu Theil wurde. Die bei seinem Falle erhaltene Jauche mit dem Taschentuche von den Aermeln und den Achseln abwischend, sprang er sogleich mit wichtiger Miene zu dem Kutscher auf den Bock und hieß ihn zufahren, während der Herr Kapi-

tain nach Hause ging, sich umkleidete und dann wieder in den Schwan zurückkehrte, um noch ein Gläschen zu trinken. „Heute kann ich's schon riskiren," lispelte er seelenvergnügt. „Zum Schlaftrunke nehme ich mir dann ein paar Flaschen von dem excellenten Rheinweine."

Sebastian Kemper war mit der Ueberzeugung, einer großen Gefahr zu entgehen, in das sonderbare Fahrzeug gestiegen. Es herrschte so großes Dunkel in dem Kasten, daß er die drei Matrosen, welche im Hintergrunde saßen, nicht sehen konnte. Erst nach und nach verlor sich das Dunkel vor seinen Augen und er sah die drei Männer. Je länger er sie anschaute, desto unheimlicher wurde es ihm zu Muthe und er legte sich die Frage vor, ob er denn wirklich zu Bannmeyer fahre. Die Matrosen ihrerseits beschauten sich den starken Mann nicht ohne Mißbehagen. Wenn er Wind von seiner Bestimmung bekam, ehe sie ihn gefesselt hatten, so war von seiner Kraft das Schlimmste zu befürchten. Sie machten sich deßhalb unter einander Zeichen, daß sie ihn überfallen wollten, sobald sie das Dorf im Rücken hätten.

Der Kutscher schlug tüchtig auf die beiden Gäule, und diese liefen im Galopp die Straße entlang. Fast am Ende des Dorfes stand ein Mann in der Hausthür und rief: „Da fahren sie, die Seelenverkäufer! Sicher haben sie wieder einen armen Teufel abgefangen, den sie in die Matrosenjacke stecken wollen. Es ist doch eine ewige Schande, daß so etwas von der Regierung geduldet wird."

Sebastian, der bereits mißtrauisch geworden war, hörte diese Worte und sprang von seinem Sitze empor; aber in demselben Augenblicke wurde er niedergeworfen, und ehe er sich noch zur Wehr setzen konnte, war er an Armen und Beinen so gebunden, daß er sich nicht mehr rühren konnte. Agnes und Mariechen erhoben natürlich ein großes Geschrei. Da stieß sie einer der Kerle mit der Faust und sprach: „Wenn Ihr

Lärm macht, so stecken wir Euch einen Knebel in den Mund oder schmeißen Euch auf das Feld."

Sebastian knirschte vor Wuth, aber er war ohnmächtig und nicht im Stande, seine Lieben auch nur im Geringsten zu schützen. Die Matrosen sprangen jetzt aus dem Wagen, klappten einen Deckel über denselben und schlossen ihn von Außen zu.

„Mein Gott," seufzte Agnes, „in welchen Hinterhalt sind wir gerathen! Was werden diese Menschen mit uns beginnen?" Mariechen hatte sich über den Vater hergestürzt und weinte laut; aber sie bezwang sich bald, denn noch immer tönten die schrecklichen Worte in ihre Ohren.

„Agnes," sprach Sebastian, „binde mir die Ketten los. Wenn ich meine Kraft gebrauche, so schlage ich diese Hunde allesammt wie altes Eisen zusammen."

Die weinende Frau versuchte es, ihrem Manne Hülfe zu bringen; aber es ging nicht; denn diese Ketten und Schlösser waren so eingerichtet, daß sie nur der öffnen konnte, der sie angelegt hatte.

„Mein Gott und Herr," stöhnte er, „so sind wir denn rettungslos diesen Menschenräubern hingegeben! Ist denn keine Gerechtigkeit mehr im Himmel?"

Seufzen, Schluchzen, Wimmern und Drohworte erfüllten den engen Kasten, welcher unaufhaltsam dahin rollte. Da die Luft nur durch eine enge Ritze Eingang finden konnte, so wurde es bald so schwül in demselben, daß ihnen fast der Athem benommen wurde. „Wenn es nur Morgen wäre," sagte Agnes, „damit die Leute auf dem Felde sehen könnten, wie abscheulich man uns behandelt."

„Setze auf den Morgen kein Vertrauen," antwortete Sebastian. „Leider herrscht in Holland noch der Brauch, daß man die Leute aufgreift, wo man sie findet, um sie zu Soldaten oder Matrosen zu pressen. Paß auf, sie haben das auch mit mir im Sinne, und dann ist kein Entrinnen möglich. Auf Hülfe rechne nicht; denn wer den Werbern entgegenhandelt, der ist

straffällig. Und nun sind wir gar Ausländer. Da ist also gar nicht an Hülfe zu denken. Wären meine Glieder frei, so wollte ich mir schon durch meine eigene Kraft helfen. Jetzt aber bleibt uns nichts Anderes übrig, als eine günstige Gelegenheit abzuwarten, wo wir entwischen können."

„O, wenn wir das könnten!" sagte Mariechen lebhaft. „Ich will sogleich beten, daß uns der liebe Gott dazu verhilft!" Und sie setzte sich auf die Knie nieder und flehte mit einer so innigen Andacht zum Himmel, daß Vater und Mutter mit einstimmen mußten.

Die ganze Nacht dauerte die Fahrt fort und sie hatten keinen Begriff davon, wo sie sich befanden. Erst als der Schimmer des Tages durch die Ritze drang, wurde in einem Dorfe Halt gemacht. Einer von den Begleitern schloß den Kasten auf und befahl ihnen, auszusteigen.

„Wohin wollt Ihr mich bringen?" fragte Kemper.

„Du wirst es bald sehen," gab der kleine Baron zur Antwort.

„Ihr habt kein Recht an uns! Wir sind keine Holländer, sondern Deutsche."

„Um so besser! Die Deutschen haben wir am liebsten; und so einen kräftigen Kerl, wie Du bist, am allerliebsten."

„Ich werde mich an die preußische Regierung wenden und die holländische des Menschenraubes anklagen."

„Ja, mein Freund, wenn das so ginge! Aber es geht nicht; dafür haben wir gesorgt! Schau, wenn Du Dich hier im Lande beklagst, wird man über Dich lachen, und daß Du nicht nach Preußen schreiben kannst, dafür sind Vorkehrungen getroffen. Es ist also am besten, Du ergiebst Dich in Dein Schicksal!"

Wenn Sebastian frei gewesen wäre, hätte er den Knirps mit seinem Daumen in die Erde drücken können;

jetzt mußte er sich aber Hohn, Spott und Mißhandlung gefallen lassen.

„Sagen Sie mir wenigstens offen, was Sie mit mir vorhaben," sagte er.

„Ei," entgegnete der kleine Baron, „wir wollen Dich zum Matrosen machen, und ich denke, es ist lange keiner auf Salzwasser gefahren, der so die Knochen dazu hat."

„Und wo bleiben meine Frau und mein Kind?"

„Deine Frau kann mitgehen und als Köchin Dienste leisten."

„Und das Kind?"

„Nun, wo Vater und Mutter bleiben, da kann auch das Kind einen Platz finden," sprach der kleine Baron mit heuchlerischer Miene.

Da fiel dem Sebastian ein schwerer Stein vom Herzen. „Wenn wir zusammen bleiben," sprach er, „so habe ich gegen den Seedienst nichts einzuwenden, und Ihr könnt Euch diese Ketten sparen. Offen und ehrlich gesprochen, wüßte ich mit meiner Familie nicht mehr durchzukommen. Wir haben schweren Hunger gelitten und befanden uns eben auf dem Wege, irgendwo ein Unterkommen zu finden. Also wir bleiben zusammen und bekommen zu essen. Mehr kann ich für den Anfang nicht verlangen. Verdienen werde ich mein Brod sicherlich, sobald ich nur ein wenig Uebung habe, denn so sicher wie zweimalzwei vier ist, schlage ich Euch alle Fünf wie einen Limburger Käse zusammen, wenn Ihr mir die Hände und die Beine frei macht."

„Dann werden wir Dich natürlich gebunden lassen."

„Ah bah, jetzt, wo ich weiß, daß wir zusammenbleiben, denke ich ja gar nicht daran, mich zu befreien. Ich sage das eben nur beispielsweise, um Euch zu zeigen, daß ich auch an Bord schaffen kann. Nun aber möchte ich doch gerne wissen, ob der Bannmeyer mich denn wirklich an Euch verrathen hat."

„Natürlich! der Bannmeyer fürchtete, Du möchtest

seine Schmugglerstreiche verrathen; darum hat er den Kapitain aufmerksam auf Dich gemacht und ist ihm an die Hand gegangen, damit wir Dich fangen konnten."

„Dieser schlechte Mensch! Gott mag ihm so gnädig sein, daß ich lange in der Fremde bleibe! So gerne ich auch zugefügtes Böse verzeihe, er käme mir doch nicht ungeschoren weg. Nun nehmet mir aber auch diese abscheulichen Ketten ab, die mir in's Fleisch einschneiden!"

Der kleine Baron wußte nicht recht, ob er ihm trauen oder mißtrauen sollte. Wenn der Hüne seine Freiheit im bösen Sinne gebrauchte, so konnte er sie in der That Alle zusammenschlagen, das war nicht zu leugnen; wenn es ihm aber gelang, den Riesen ohne Ketten zu transportiren, dann stieg er jedenfalls sehr bedeutend in der Achtung seines Kapitains, und die Verhöhnungen und Verspottungen hörten auf. Er entschloß sich nach kurzem Bedenken, den zwar gefährlichern aber auch ehrenvolleren Weg zu wählen.

„Kemper," sagte er, „meine Leute und ich sind bewaffnet. Wenn Du den Listigen spielen und uns entwischen willst, dann weißt Du, was geschieht. — Bindet ihm die Ketten los!"

Die Ketten fielen, und Sebastian umarmte mit Freudenjauchzen seine Lieben, welche schluchzend an seinem Halse hingen.

Gutmüthig, wie ein großer Hund, der nur so lange bellt und die Zähne zeigt, als er fest liegt, versicherte er dem kleinen Helden noch einmal, daß er nicht daran denke, zu entfliehen; sie sollten die schwarzen Dinger nur fortstecken.

Der kleine Baron überzeugte sich immer mehr von der Harmlosigkeit seines Gefangenen und das versetzte ihn in eine so große Freude, daß er sogleich für seine Schutzbefohlenen Essen und Trinken beorderte.

Agnes und Marie wußten nicht, was sie von dem

ganzen Handel denken sollten. Auf der einen Seite freuten sie sich, daß sie Essen und Obdach erhalten sollten; auf der andern fürchteten sie sich aber auch vor dem Wasser, auf welchem sie Tag und Nacht bleiben sollten. Im Ganzen aber vertrauten sie auf den Vater, und da er zufrieden war, so waren sie es auch.

Nach einer kurzen Rast und ein wenig Schlaf ging es wieder weiter, aber sie wurden nicht mehr eingeschlossen und hatten wenigstens frische Luft. Am dritten Tage lenkten sie von der Straße ab und fuhren den Dünen des Meeres zu. Es war eine wüste, unfruchtbare Gegend, wo man nur Sand und verkrüppeltes Gesträuch sah. Der Wagen konnte auf dem holperigen Boden kaum fort.

Der kleine Baron war auf dieser Strecke sehr still und kleinlaut geworden, denn er kam jetzt an den schwierigsten Theil seiner Aufgabe, nämlich das Kind am Lande zurückzulassen.

„Es liegt auf der Hand," sprach er zu seinen Gefährten, „daß er das Kind nicht von sich läßt. Wir könnten ihn am Meere nun wohl mit Zwang bewältigen; aber was hätten wir davon? Während er in Gemeinschaft mit den Seinigen zweifelsohne ein tüchtiger Matrose wird, darf man als sicher annehmen, daß er ohne dieselben nur eine Plage auf dem Schiffe sein würde. Ich wage es nicht, in dieser Angelegenheit allein zu entscheiden; aber meiner Meinung nach ist es am besten, wenn wir das Mädchen mit auf's Schiff nehmen. Will es der Kapitain nicht bei sich haben, so kann er's ja noch immer aussetzen lassen. Nun gebt auch Ihr Euern Rath."

Die drei Matrosen waren derselben Meinung und setzten noch hinzu, man könne im Nothfalle dem Kapitain sagen, die Zurücklassung des Mädchens sei nicht thunlich gewesen, weil Fischer und Landleute in der Nähe gewesen, welche mit Kemper gemeinsame Sache gemacht hätten.

„So soll sie mit!“ sagte der kleine Baron, und er gab sich den Anschein, als ob er damit seinem mitleidigen Gefühle Rechnung trage; im Grunde genommen aber hatte er niemals eine so edle Empfindung kennen gelernt. Was ihn zu der Entscheidung trieb, war einzig und allein der Umstand, daß er sich vor dem starken Manne fürchtete.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie einen Einschnitt zwischen zwei Sanddünen erreicht, von wo sie auf das Meer schauen konnten. In ziemlich weiter Entfernung vom Ufer lag ein großer Dreimaster. Der kleine Baron zeigte mit dem Finger darauf und sagte: „Das ist die Helvetia, damit fahren wir.“

Sebastian sprang aus dem Wagen und ging mit rüstigen Schritten den steilen Sandhügel hinab zum Ufer. Agnes und Mariechen folgten und die Matrosen schlossen den Zug. Der Baron aber band sein Taschentuch an eine Stange, schwenkte dasselbe über seinem Kopfe und gab damit der Helvetia ein Zeichen. Sofort stieß ein Boot vom Schiffe und näherte sich dem Ufer. Sebastian hob erst sein Kind hinein, dann seine Frau und stieg selber nach.

Der Baron lüpfte seinen Hut und rief: „In drei oder vier Tagen kommen wir nach, gewöhnt Euch nur hübsch auf den Planken ein.“

Die Ruder tauchten in das Wasser und das Boot schoß der Helvetia zu. Auf diesem Wege gingen der Agnes allerlei Gedanken durch den Kopf; sie wurde um so ängstlicher, je weiter sich das Boot vom Lande entfernte. Was mochte ihr auf dem weiten Wasser oder in fremden Ländern noch bevorstehen? Es gewährte ihr allerdings einen großen Trost, daß sie ihren Mann und ihr Kind bei sich hatte, aber sie konnte sich doch auch nicht verhehlen, daß sie von jetzt ab der Willkür einer Schaar von rohen Menschen preisgegeben waren, die in ihren Sitten und in ihrer religiösen Anschauung nicht zu ihnen paßten. Und wenn nun ein Sturm kam und das Schiff zertrümmerte, verlor sie

dann nicht das Theuerste, was sie besaß, ihr geliebtes Töchterchen?

Andere Gedanken hatte Sebastian: „Sie haben dich mit Gewalt zum Schiffsdienste gepreßt, dennoch willst du deine Pflicht thun, so lange du auf den Planken bleiben mußt; aber wenn es dir möglich wird, mit Frau und Kind das Land zu erreichen, so hört der Contract auf und die Behörden müssen dich in Schutz nehmen. In meiner Heimath war es mit dem Erwerben zu Ende; über'm Ocean aber, wo uns kein Mensch kennt und wo wir soviel gelten, als jeder Andere, da können wir ein neues Leben beginnen und mit Gottes Hülfe wieder auf einen grünen Zweig kommen. Wenn also der Bannmeyer gedacht hat, er wolle uns Uebles bereiten, so ist daraus gegen seinen Willen Gutes geworden."

Als das Boot an die Schiffstreppe kam, hatten sich eine Anzahl Matrosen auf derselben aufgepflanzt, um die neuen Ankömmlinge mit derselben Schadenfreude zu begrüßen, mit der auch sie empfangen worden waren. Die athletische Gestalt des neuen Genossen aber flößte ihnen Bewunderung ein und der Hohn erstarb auf ihren Lippen. Ueberrascht aber waren sie, eine Frau und ein Kind die Planken besteigen zu sehen. So lange sie auf der Helvetia fuhren, war noch kein weibliches Wesen auf derselben gewesen.

Die Drei schritten mit verschiedenen Gefühlen durch die Doppelreihe der bärtigen Männer: Sebastian ohne die geringste Furcht, nur von dem Gedanken beseelt, daß er es im Nothfalle mit einem Dutzend derselben aufnehmen könne. Agnes schaute auf den Boden, ihr graute vor diesen Gestalten, und die thierischen Züge flößten ihr Ekel und Verachtung ein. Mariechen schaute sie mit ihren Engelsaugen an, als ob sie sagen wollte: „Nicht wahr, ihr Männer, ihr thut ja mir und meiner Mutter nichts? Wir sind ja nicht schuld daran, daß wir hierherkommen; der böse Nachbar Bann-

meyer hat uns überfallen und mit Gewalt hierher bringen lassen."

Oben auf dem Deck stand der erste Steuermann, welcher in Abwesenheit des Kapitains das Schiff commandirte. Die Heldengestalt des neuen Matrosen gefiel ihm über alle Maaßen; er klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Freund, mit Dir können wir schon einem Sturm trotzen, denn Du hast die Knochen, um die Helvetia auf die Schulter zu nehmen und sie durch die Brandung zu tragen."

„Wenn ich erst das Handwerk verstehe, so werde ich meine Pflicht thun," gab Sebastian zur Antwort. „Sie sehen, daß ich mit Frau und Kind hier bin. Ich hoffe, Sie werden die Rücksicht nehmen, uns eine gesonderte Cajüte für uns allein einzuräumen."

„Zugestanden, Hercules," antwortete der Steuermann; „folgt mir, ich werde sie Euch gleich anweisen."

VII. Kapitel.

Wie die Cajüte aussah. — Betrachtungen der kleinen Familie. — Wasserstiefel und Südwester. — Sebastian begehrt Beschäftigung. — Ein guter Rath. — Marsch an die Arbeit! — Boßweiler. — Eisen und Magnet. — Der Matrosenanzug. — Der Kastenwagen kommt wieder. — Ungeberdigkeit der neuen Ankömmlinge. — Rattenschlacht.

Die Bereitwilligkeit des Steuermanns, Sebastian und den Seinigen eine eigene Cajüte zu gestatten, war ein gutes Zeichen für die Zukunft. Der Mann hatte in den gutmüthigen Zügen des neuen Matrosen offenbar die Geneigtheit erkannt, ohne Trotz und Widerwillen seinen Pflichten nachzukommen. Vielleicht fand er auch in Agnes eine angenehme Zugabe; denn in einem Haushalte, wo die ordnende Frauenhand ganz mangelt, sieht es gewöhnlich schlimm aus; noch viel

mehr auf einem Schiffe, dessen Bemannung in der Regel aus zusammengelaufenen Menschen besteht, die daheim nicht haben taugen wollen und denen es besonders an Ordnung und Reinlichkeit fehlt. Die Cajüte, welche er ihnen anwies, war ein Verschlag, in welchem Sebastian zur Noth aufrecht stehen konnte. An der einen Wand befand sich ein Bettkasten, der aber nicht frei stand, sondern an dem Schiffe befestigt war; an der andern Seite war ein Tischchen an den Boden festgeschraubt, so daß es auch im Sturm, wenn das Schiff hin und her gerüttelt wurde, nicht umschlagen konnte. In derselben Wand befand sich auch eine Lampe, welche die Nachbarcajüte mit erleuchtete und frei schwebend in einem Ausschnitte der Scheidewand hing.

Mit großer Zuvorkommenheit ließ der Steuermann noch ein zweites Bett für Mariechen kommen und ebenfalls so stark befestigen, daß ein Hin- und Herschwanken oder gar ein Umfallen nicht möglich war. Die Cajüte wurde durch ein rundes Fenster mit handdickem Glase erleuchtet. Das Glas mußte so dick sein, damit es bei einem Sturme nicht von den Wellen zertrümmert und also die Cajüte überschwemmt wurde. Da dieser Fall bei einem heftigen Orcane dennoch eintreten konnte, so hing an der einen Seite in starken Charnieren noch eine eiserne mit dickem Kautschuck überzogene Blende, die man so dicht über das Fenster legen konnte, daß kein Tröpflein Wasser Eingang fand.

Man sieht, daß unsere Freunde auf der Helvetia nicht gerade wie die Fürsten wohnten, aber es fehlte ihnen doch auch nichts Nothwendiges. Der Wohnraum war allerdings klein und beschränkt, aber wenn sie das Fenster öffneten, konnten sie die ungeheure Meeresfläche überschauen und dem Spiele der Fische zusehen. Da nun der Steuermann dem Möblement noch drei Schemel hinzufügte, so konnten sie vernünftiger Weise nichts mehr wünschen.

Als sie allein waren, ergriff Sebastian die Hand

seiner Frau und sprach: „Agnes, es ist nicht zu leugnen, wir sind die Opfer einer ungeheuern Schurkerei geworden, aber wie ich mir die Sache auch betrachten mag, so meine ich doch immer, daß der Finger Gottes darin nicht zu verkennen sei. Wir sind wenigstens auf einmal zu Brod gekommen und können unser Haupt ruhig niederlegen. Meinem Bruder wären wir am Ende auch wenig gelegen gekommen und er hätte uns wahrscheinlich sehr bald in's Pfefferland gewünscht.

„Es ist wahr, Sebastian," antwortete Agnes, „aber Du glaubst nicht, wie ich mich vor dem Wasser fürchte. Die Meeresfläche ist ein unsicherer Boden und man ist bei jedem Sturme der Gefahr zu ertrinken ausgesetzt."

„Leben und Sterben liegt ebenfalls in der Hand Gottes," antwortete Sebastian. Tausende und aber Tausende gehen zu Schiffe und durchkreuzen den Ocean von einem Ende zum andern und kommen doch gesund nach Hause. Wen er erhalten will, über den hat er eben so große Macht zu Wasser wie zu Lande. Und wenn er unsern Tod beschließen sollte, so ist es ja nicht schlimmer, im Wasser, als im Bette zu sterben. Ich meine sogar, daß es noch besser ist, wenn einem lange Leiden und ein schmerzliches Krankenlager erspart sind. Freilich muß man sein Leben so einrichten, daß man jeden Augenblick bereit ist, dem Rufe des Herrn zu folgen."

Mariechen schaute den Vater mit ihren klugen Augen an und sprach: „Vater hat Recht. Und wie viele Leute beten nicht für die Seefahrer. Jedesmal, wenn ein Sturm und ein schweres Gewitter war, beteten wir in der Schule drei Vaterunser für diejenigen, welche auf dem Meere schwimmen. Das wird doch wohl auf der ganzen Welt geschehen. Und welch eine Menge Vaterunser sind das!"

Vater und Mutter herzten das Kind für diese vortreffliche Bemerkung; Sebastian aber fuhr fort: „Um unser Leben auf dem Schiffe angenehm zu machen,

werde ich mir Mühe geben, den Dienst bald zu erlernen. Bereitwilligkeit ist jedenfalls ein besseres Mittel, sich Gunst zu erwerben, als ein störrisches Wesen, welches Mancher an meiner Stelle zeigen würde."

„Ich bin vollständig Deiner Meinung," sagte Agnes.

„Nun, so will ich denn hinaufgehen und mich mit dem Obersteuermanne näher bekannt machen."

Oben stand der Steuermann und schaute durch ein Fernrohr nach der Küste. Die Matrosen lungerten auf dem Deck herum oder lagen auch wohl im Sonnenscheine ausgestreckt und gähnten vor Langeweile. Als er sich die Gestalten näher anschaute, gruselte es ihn nicht wenig, denn auf diesen wetterbraunen Gesichtern stand eine ganze Tonleiter von wüsten Leidenschaften und Verbrechen geschrieben.

Er trat zum Obersteuermann und sprach: „In dieser bürgerlichen Kleidung komme ich mir vor, als wenn ich nicht hierher gehörte. Wenn Sie Matrosenkleider für mich haben, so möchte ich mich gern hineinstecken, um nicht der einzige weiße Sperling zu sein."

„Ein Sperling wie ein Lämmergeier," lachte der Steuermann.

„Komm mit in unsere Garderobe, da wollen wir zusehen, ob sich für Deine Hünenglieder etwas Passendes findet."

Sie gingen zusammen in einen Raum, wo an Querstangen eine große Anzahl von Matrosenkleidern hingen. Eins nach dem andern wurde angepaßt, aber Alles war zu enge und zu kurz; nur ein paar große Wasserstiefeln und ein prächtiger Südwester paßten ihm.

„Nun, da wirst Du eine ganz neue Uniform haben müssen," sagte der Steuermann lachend. „Zeug haben wir wohl im Ueberflusse, aber es fehlt an einem Schneider. Meine Jungens können wohl ein Segel reffen und ein Netz stricken, aber es ist kein einziger

darunter, der eine Nath machen oder ein Loch in einem Strumpf stopfen kann."

„Da könnte schon Hülfe werden," entgegnete Sebastian; „meine Frau ist zwar auch keine Schneiderin, aber so viel hat sie doch gelernt, daß sie einen Matrosenanzug fertig bringt."

„Ei das wäre!" sprach der Steuermann und legte respectvoll seinen Finger an den Südwester. „Eine solche Ehre ist der Helvetia seit sie auf dem Meere schwimmt, noch nicht zu Theil geworden. Da ist Tuch in Fülle, nimm einen Packen mit und sehe zu, ob Du damit zurecht kommst."

„Es wird schon gehen," antwortete Sebastian. „Nun aber habe ich noch eine Bitte. Das Faullenzen ist meine Sache nicht, und da ich doch einmal gegen meinen Willen Matrose geworden, so möchte ich mir mein Loos erträglicher machen, indem ich es von ganzem Herzen bleibe. Ich kenne aber rein nichts von dem Geschäfte, sondern muß von der Pike an lernen. Können Sie es nicht einrichten, daß ich schon jetzt die ersten Unterweisungen erhalte?"

Der Steuermann schaute ihn verwundert an. „Das ist etwas ganz Neues," sagte er. „Ich mache sonst stets die entgegengesetzte Erfahrung. Man muß die Kerle in der Regel mit einem Tauende zum Arbeiten zwingen. Du gefällst mir, Sebastian, und ich denke, wir werden mit der Zeit gute Freunde; aber nun will ich Dir einen Rath geben, den Du zu Deinem eigenen Besten befolgen mußt. Wenn Deine Kameraden merken, daß Du willig bist und sogar mit Vergnügen die Arbeit aufsuchst, so kannst Du Dich fest darauf verlassen, daß sie alle zu Deinen Feinden werden. Trage also Deinen guten Willen nicht zur Schau, sondern verstecke ihn lieber hinter ein Bischen Maulen und Bösthun. Ich werde Dich entsprechend behandeln. Wir wissen ja doch, was wir an einander haben."

„Abgemacht!" erwiederte Kemper und brachte das Tuch seiner Frau.

Kaum war er unten, so donnerte die Stimme des Steuermanns: „Kemper, verfluchte Landratte, habe ich Dir nicht befohlen, Dich zu sputen? Marsch auf Deck, wenn Du nicht Bekanntschaft mit dem Tauende machen willst!"

Sebastian kam zögernd die Cajütentreppe herauf und stellte sich in höchst ungraziöser Haltung und mit verdrießlichen Mienen dem polternden Steuermanne gegenüber.

„Ordre parirt! Kopf in die Höhe!" schrie dieser ingrimmig.

Der Befehl wurde sehr langsam und mißmuthig ausgeführt, und über Sebastian's Lippen kamen folgende unziemlichen Worte: „Ich bin nicht daran gewöhnt, mir befehlen zu lassen; denn ich habe bisher selbst befohlen, und da ich mit Gewalt und gegen meinen Willen hierhergeschleppt worden, so bin ich Niemanden Gehorsam schuldig und werde gegen die mir angethane Gewalt protestiren, sobald sich Gelegenheit dazu findet."

Die Schiffsmannschaft, welche sich mit unverkennbarer Schadenfreude um die beiden Männer gruppirt hatte, lachte ganz unbändig und einige klatschten ihm einen spöttischen Beifall zu. Der Steuermann griff nach einem Tau und machte Miene, ihm mit demselben über den Kopf zu schlagen, aber er besann sich und rief: „Ein paar Hiebe würden auf Deiner Haut kaum einen Eindruck zurücklassen; aber ohne Strafe sollst Du nicht wegkommen. Während die Andern auf der müssigen Haut liegen, sollst Du arbeiten. Boßweiler, Dir gebe ich die Landratte in die Schule. Lehre ihn von der Pike auf an wie einen Cajütenjungen. Mit dem Deckfegen und Cajütenreinigen beginnst Du; aber wohl gemerkt, dieser Riese ist mir zu Schade, um so langsam aufzurücken. Flink muß es gehen, denn ich will bald Dienste von dem Goliath haben. Marsch an die Arbeit!"

Das war ein Gaudium für die Matrosen; sie lachten, daß sie sich schüttelten! Und doch war er in ihren Augen nun schon etwas mehr, als vorher, denn er hatte durch den Steuermann die Weihe erhalten.

Boßweiler war ein Deutscher und seit vielen Jahren auf der Helvetia. Wie Kemper war auch er zum Seedienste gepreßt worden; aber er hatte Gefallen an dem Gewerbe gefunden und war mit Leib und Seele Seemann geworden. Wenn er sich auch im Aeußern wenig von seinen Kameraden unterschied und selbst in seiner Ausdrucksweise mit der Zeit roh genug geworden war, so hatte er doch ein durchaus edles Herz und war allem Bösen ab- und allem Guten zugeneigt. Wie sich der Magnet und das Eisen anziehen, so thun es auch verwandte Naturen. Boßweiler merkte also gleich, was er an dem Sebastian hatte.

„Junge," sagte er, „Du mußt Dir das wilde Wesen auf der Helvetia nicht so sehr zu Herzen nehmen. Es ist einmal nicht anders, und mit den Wölfen muß man heulen. Denke nicht daran, daß Du von den Planken so bald los kommst. Wen das Schicksal hierhergeworfen, der ist festgeschmiedet, bis ihn irgend ein glücklicher Zufall erlöst, aber solche Zufälle sind zu selten, als daß man darauf rechnen könnte. Du thust also auf alle Fälle wohl, Dich in Gottes Namen zu ergeben. Sieh, ich bringe Dir Vertrauen entgegen, weil ich trotz Deines mürrischen Gesichtes sehe, daß Du doch ein guter Kerl bist. Mit den Andern würde ich mich nicht auf einen solchen Fuß stellen, denn sie sind Lumpen durch und durch. Du wirst am besten fahren, wenn auch Du sie nicht weiter an Dich herankommen läßt, als durchaus nothwendig ist. So, jetzt weißt Du einstweilen genug, nun flugs an die Arbeit!"

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß Sebastian diesem wohlgemeinten Rathe folgte, und es versteht sich fast eben so sehr von selbst, daß die beiden Männer nach und nach gute Freunde wurden und daß Sebastian mit einer außerordentlichen Schnelligkeit

lernte. Ueber die kleinen Arbeiten war er bald hinweg und Boßweiler ging schon nach einigen Tagen dazu über, ihn mit der Einrichtung des Schiffes, mit den Segeln u. s. w. bekannt zu machen, so daß der Obersteuermann sagte: „Wenn der Kerl so fortfährt, werde ich das Tau weniger brauchen müssen, als ich anfangs glaubte.“

Agnes und Mariechen hielten sich unten in der Cajüte, denn sie fürchteten sich, unter den rauhen Männern zu erscheinen; auch hatte die Mutter jetzt genug zu thun, ihrem Manne den Anzug zu fertigen. Nach und nach versöhnte sich auch Agnes mit ihrem Geschicke; nur meinte sie immer, wenn sie freiwillig auf der Helvetia wäre, so würde es doch eine ganz andere Sache sein.

Als der Anzug endlich fertig war und nun Sebastian vom Fuße bis zum Scheitel als ein Seemann erschien, da wurde eines Tages wieder der Kastenwagen auf den Dünen sichtbar, aber diesmal lud er seine Insassen nicht auf der Höhe ab, sondern fuhr dicht bis an den Strand. Kapitain Van der Meulen ritt auf einem hohen Schimmel vorauf, der kleine Baron Van Diest folgte auf einem Pony und die übrige Mannschaft ging zu Fuß.

Sogleich stieß ein Boot von der Helvetia, welches von den stämmigsten Matrosen geführt wurde. Erst als dieses Boot am Lande angelegt hatte, öffnete man den Wagenkasten, aus dem ein halb Dutzend verwegene Gesellen herausschauten. Es waren echte Bummler und Taugnichtse, welche der Kapitain in den Branntweinschenken von Amsterdam hatte aufgreifen lassen.

„Vertheidigen wir uns!“ schrie Einer von ihnen. „Wenn wir einmal auf dem Schiffe sind, dann ist es nicht mehr möglich.“

Van der Meulen gab den an's Land gekommenen Matrosen ein Zeichen. Sie zogen sogleich ihre Pistolen hervor und umgaben den Karren.

„Fügt Euch nur, Jungens,“ sagte der Kapitain;

„denn der Erste, der sich widersetzt, wird Knall und Fall niedergeschossen.“

Als sie sahen, daß an keinen Widerstand zu denken war, ergaben sie sich und stiegen fluchend in das Boot. Der Kapitain und der kleine Baron gaben ihre Pferde an den begleitenden Knecht ab und begaben sich ebenfalls in das Fahrzeug. Die Ruder senkten sich in's Wasser, und in wenigen Minuten gelangte die buntzusammengewürfelte Gesellschaft an die Helvetia. Sobald die Männer an Bord waren, gab der Kapitain Befehl zum Aufwinden der Schiffstreppe und der Anker. Die neuen Ankömmlinge, die zu ihrem Schrecken sahen, daß ihnen nun jede Gelegenheit zur Flucht genommen war, begannen zu toben und zu schreien und verschworen sich hoch und theuer, daß sie keinen Finger zur Arbeit rühren, wohl aber die erste Gelegenheit benützen würden, das Schiff in Brand zu stecken oder es durch Anbohren unbrauchbar zu machen.

„Laßt das thörichte Geplärr,“ sagte der Kapitain. „Ihr seid so vollständig in meinen Händen, daß ich Euch wie einen Stab zerbrechen kann. Was wollt Ihr machen, und wo wollt Ihr Hülfe finden? Das Preßrecht existirt nun einmal in Holland, und da wir ohne Matrosen die See nicht befahren können, so machen wir Gebrauch davon. Euch aber ist wirklich nicht zu wehe geschehen; denn Eure Galgengesichter verrathen zur Genüge, daß wir der guten Stadt Amsterdam eine Wohlthat erwiesen haben, indem wir sie von Euch Strolchen befreiten. Jetzt merkt Euch, daß dieses die längste Rede ist, die ich je an Euch halten werde. Wenn Ihr unbotmäßig seid, so haben wir Taue und Spießruthen. Für Eure ungewaschenen Mäuler wandert Ihr jetzt vierundzwanzig Stunden in den Kielraum.“

Van der Meulen gab seinen Leuten einen Wink und die Gepreßten wurden sofort an der Schulter gefaßt und hinabgeschleppt. Der Aufenthalt im Kielraume war in mehrfacher Hinsicht kein angenehmer. Abgesehen

davon, daß es vollständig dunkel in demselben war und daß sie bis über die Knöchel im Wasser standen, wimmelte es auch in allen Ecken von Ratten, welche die Gefangenen kaum gewittert hatten, als sie mit tobendem Lärm auf sie zugestürzt kamen, an ihnen hinaufliefen und ihre Hände und Gesichter zu benagen begannen. Wie sie auch drunter schlagen mochten, die langgeschwänzten Gäste, welche so lange gefastet hatten, setzten ihr Leben für eine Mahlzeit ein, und so waren sie genöthigt, fortwährend mit ihnen im Kampfe zu liegen und die ekelhaften Bestien mit den Händen zu erwürgen.

Wie sie auch schreien, winseln und bitten mochten, sie mußten die ihnen dictirten vierundzwanzig Stunden ohne Speise und Trank aushalten. Als sie mit der Stunde der Erlösung endlich wieder auf Deck geführt wurden, waren sie ganz zahm geworden und gelobten dem Kapitain unverbrüchlichen Gehorsam. „Schau," sagte Boßweiler leise zu Sebastian, „dieselbe Cur wäre auch mit Dir gemacht worden, wenn Du störrisch gewesen wärest. Laß Dir's zum Exempel dienen. Wer einmal im Kielraume gewesen ist, vergißt diesen Aufenthalt in seinem ganzen Leben nicht mehr und es ist sicher, daß er zehnmal lieber mit einem Hai als mit den Ratten kämpfen würde."

Sebastian nickte und drückte dem Freunde die Hand.

„Mit mir hat's nun keine Noth mehr," sagte er, „denn das Seeleben gefällt mir, und wenn ich das unendliche Wasser so vor mir ausgebreitet sehe, so empfinde ich ein Gefühl, als ob mir Flügel wüchsen und ich könnte mich über die Wellen erheben und am unermeßlichen Horizonte von einem Ende der Welt zum andern fliegen."

„Ja, wer das Wasser liebt, den packt es im Anfange so," entgegnete Boßweiler; „aber nachher legt sich das. Man sieht in dem Wasser nur Wasser, nichts weiter. Der Blick richtet sich dann mehr nach

den Wolken und dem Compaß, und man studirt schon vorher, wie die Segel zu richten sind, um rasch vorwärts zu kommen, oder einen gefährlichen Windstoß zu vermeiden. Dir ist noch Alles neu und darum bewundernswerth. Wenn Du erst die fremden Länder mit ihren wunderbaren Menschen, Pflanzen und Thieren sehen wirst, dann wird's Dich auch erfassen wie ein Märchen, aber auch daran wird man gewöhnt. Mir ist's schon vollständig gleichgültig geworden, ob ich einen Chinesen, einen Neger oder einen Holländer sehe. Es wird Dir auch so gehen, und wenn Du Deine zwanzig Jahre auf dem Wasser geschwommen hast, wirst Du hauptsächlich nach Ruhe auf dem Lande verlangen."

VIII. Kapitel.

Glückliche Fahrt. — Sebastian wird der Liebling der Mannschaft. — Der Kapitain wird krank. — Mariechen pflegt ihn. — Blick in das verlorene Paradies. — Die Schiffsmutter. — Das Nachtfernrohr. — Lissabon. — Nachts auf dem Verdeck. — Der rothe, einäugige Maats.

Die Fahrt der Helvetia ging über alle Erwartung gut von statten. Der frische Wind, der die Segel schon am ersten Tage gefüllt hatte, hielt dauernd an; er war gerade stark genug, das Schiff rasch voranzubringen, und doch nicht so stark, um den Gedanken an Gefahr aufkommen zu lassen. Sebastian hatte sich in kurzer Zeit nicht allein vollständig eingewöhnt, sondern auch mit einer bewunderungswürdigen Raschheit seinen Dienst begriffen. Wie ein Eichhorn kletterte er zwischen den Wantauen umher, stieg einer Katze gleich in den Mastkorb und hantierte gleich einem altgedienten Matrosen auf den Raaen der großen Segel. Sein rasches Fortkommen rief den Neid der übrigen Seeleute

hervor, und es wäre wegen ihrer rohen Angriffe sicher zum Ausbruche von Feindseligkeiten gekommen, wenn er es nicht verstanden hätte, sich auch den häßlichsten Charakter geneigt zu machen. Allerdings flößte schon seine Herkulesgestalt den Kameraden Respect ein, und einer allein hätte es sicher nicht gewagt, ihn anzugreifen; aber die allgemeine Achtung, in welcher er bald auf der Helvetia stand, rührte nicht von seiner Stärke, sondern von seinem vortrefflichen Herzen und seiner Art, sich zu geben, her. Wo er Jemanden einen Dienst leisten konnte, da unterließ er es sicherlich nicht, wenn es ihm auch Mühe und Arbeit kostete. Mit der lustigsten Art von der Welt ging er auf die Bitten seiner Kameraden ein, und ohne viel Worte zu machen, gab er sich sogleich an die Ausführung; dabei war er den ganzen Tag munter und sang wie ein Kanarienvogel. Abends, wenn die Arbeit des Tages gethan war, lagerten sich die Matrosen um ihn herum; dann mußte er ein Lied anstimmen oder eine Geschichte erzählen; denn im Erzählen kam ihm so leicht Keiner drüber. Der Steuermann lauschte ihm stets mit Wohlgefallen und pflegte zu sagen: „An dem Kerl ist Alles gut, die Beine, die Arme, die Knochen, das Maul und das Herz. Wenn sie Alle so wären, dann kännte ich wahrhaftig kein größeres Vergnügen, als das Fahren auf der Helvetia."

Der Kapitain Van der Meulen war von der Mannschaft nicht besonders gelitten, weil die meisten von ihnen auf eine so abscheuliche Weise gepreßt worden waren. Er mischte sich deßhalb selten in den muntern Kreis, welchen Sebastian um sich versammelte; wenn er ihm aber heimlich aus einem Verstecke lauschen konnte, so unterließ er es nicht.

Im Anfange hatte er gegen die Anwesenheit der kleinen Marie starke Einwendungen gehabt; denn er nannte sie einen unnützen Mitesser, und er hatte noch immer die heimliche Absicht, sie irgendwo auszusetzen. Das änderte sich aber, wie wir später hören werden.

Die Mutter und das Kind hatten sich viele Tage nicht auf Deck gewagt; denn sie fürchteten die wilden Männer über alle Maaßen. Nun fügte es sich aber, daß der Kapitain unwohl wurde und seine Cajüte hüten mußte. Nie hatte er den Mangel an weiblicher Pflege so entbehrt, wie jetzt. „Der Teufel hole das Junggesellenleben," sagte er mehr als ein Dutzendmal. „Nun bin ich auf dem Wasser ein alter wunderlicher Junggeselle geworden und darf nicht mehr an's Heirathen denken. Was habe ich nun von dem Gelde, das ich mir zusammengefahren? Nichts als alte steife Knochen voll Rheumatismus und Gicht und eine allzugroße Liebe zum Wein und Genever."

Das Essen, welches der Schiffskoch machte, mundete ihm nicht, sein Lager war voller Berge und Hügel; in Summa, er fühlte sich sehr vernachlässigt.

„Soll meine Frau Euch nicht ein wenig behülflich sein?" fragte Sebastian schüchtern.

Der Kapitain nahm das Anerbieten mit Vergnügen an. Sie bereitete ihm Krankensuppen, machte ihm das Lager zurecht, braute sogar Medicin und verschaffte ihm alle möglichen Erleichterungen. Mariechen wollte auch nicht unthätig sein, sondern ihrer Mutter zur Hand gehen. Da blieb es nun nicht aus, daß sie auch in die Cajüte des kranken Kapitains kam. Wenn die Mutter in der Küche beschäftigt war, saß sie an seinem Lager, reichte ihm den Trank, trocknete ihm den Schweiß ab, erzählte ihm etwas oder las ihm aus einem Buche vor.

Der Mann, welcher bisher die Kinder gar nicht hatte leiden mögen, und sie nur wie eine unnütze Last betrachtete, bekam an Mariechen einen großen Gefallen. Anfangs betrachtete er sie nur, wie eine kleine Magd, die ihm allerlei ersprießliche Dienste leistete, aber nach und nach lernte er sie auch wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften schätzen. Das Herz des alten Seewolfs hatte auf dem Salzwasser längst alle edeln Zweige und Blüthen abgestreift. Unter einer sündhaften und

liederlichen Mannschaft war er selbst immer tiefer gesunken und kannte kaum noch etwas Anderes, als Geld und Genuß. Die klugen, freundlichen Augen des Kindes ließen ihn in einen Himmel blicken, der weit hinter ihm lag, in seine eigene Kindheit. Wenn er ihr kleines Händchen in der seinigen hielt und ihren kindlichen Worten lauschte, dann kam ihm unwillkürlich die Erinnerung an jene Zeit, wo er noch auf dem Schooße der Mutter gesessen, wo die Luft noch mit Engeln angefüllt war und der geflügelte Schutzgeist an seiner Seite ging. Es fiel ihm wieder ein, wie unendlich glücklich er damals gewesen und welche goldenen Zauberschlösser er von der Zukunft erwartet hatte. Ach, von all seinen Träumen war nichts in Erfüllung gegangen. Das Paradies mit seinen Wunderbäumen lag weit hinter ihm und eine unübersteigliche Mauer wehrte ihm den Eingang an einen Ort, aus dem er sich selbst vertrieben hatte.

„Wer wieder dahin zurückkehren könnte!“ seufzte er oft. Wenn Mariechen so unbefangen mit ihm plauderte, dann hielt er das nicht für unmöglich; wenn er sich aber wieder gestehen mußte, daß seine Seele überall angetastet, daß sein Herz durch und durch wurmstichig sei, dann kam ihm die Aufgabe wie eine unlösbare vor. Und, war es überdieß möglich, mit den wilden Gesellen, welche unter seinem Commando standen, so umzugehen, daß die Flecken, welche er etwa abwusch, nicht wieder zum Vorscheine kamen? Er glaubte es nicht.

„Kind,“ sprach er in solchen Stunden des Kampfes und des Zweifels wohl, „erhalte Dir die reine Seele! Es ist etwas Schreckliches um einen Menschen, der vom Pfade der Tugend abweicht; denn hinter ihm wird die Brücke zum Himmel abgebrochen, und Nacht und Finsterniß bedecken die Pfade, die er zu wandeln hat. Unstät, stets in Unbehaglichkeit und Furcht tastet er umher; aber sein Weg führt nicht zu lachenden Höhen, sondern zu finstern Schluchten, in deren Tiefe die Sonne des Tages nicht leuchtet.“

Mariechen verstand die Worte des kranken Kapitains nicht; denn sie hatte keinen Begriff davon, daß man auch anders, als tugendhaft sein könne.

Wenn Van der Meulen geglaubt hatte, daß eine Rückkehr nicht möglich sei, so enthielt diese Meinung doch nur in einem gewissen Grade Wahrheit. Das verlorene Paradies konnte allerdings nicht vollständig zurückerobert werden, weil ja die Erinnerung all der Fehler blieb, die er in seinem Leben begangen hatte; aber er begann schon besser zu werden, indem der Wunsch in ihm auftauchte, so zu sein, wie das Kind. Schon, daß er mit Abscheu an die Vergangenheit dachte, war ein Gewinn. Von Tag zu Tag fand er mehr Gefallen an Mariechen, und fühlte seine Schmerzen doppelt, wenn sie nicht bei ihm war.

Eines Tages bemerkte er, daß ihr Kleid gar viele Flicke und Läppchen hatte. Er sagte zwar nichts, aber er nahm sich vor, in Lissabon, wo er ohnehin anlaufen mußte, Einkäufe für sie zu machen. Er wollte sie und ihre Mutter damit überraschen.

Die sorgliche Hand der Agnes beschränkte sich nicht auf den Kapitain; sie dehnte dieselbe über die ganze Schiffsmannschaft aus. Des Kochs Kunst war nicht weit her, und was er bereitete, das konnte nur einem Magen munden, der im Nothfalle im Stande war, Hufnägel und Kieselsteine zu verdauen. Sie nahm deßhalb die Oberleitung in die Hand, und da es auf der Helvetia nicht an tüchtigen und nahrhaften Vorräthen fehlte, so war sie auch im Stande, ein schmackhaftes Mahl zu liefern. Als die Matrosen aber einmal die unverhofften Leckerbissen gekostet hatten, da wollten sie von dem alten Koche nichts mehr wissen. Diese Wohlthat verschaffte ihr bei Allen eine so große Achtung und Zuneigung, daß man ihr allgemein den Namen „Schiffsmutter" gab. Sie benutzte ihren Einfluß auf die beste Art. Sie hielt die Matrosen an, jede Woche wenigstens einmal mit den Hemden und Kleidern zu wechseln und die getragenen zu waschen.

Kleine Schäden mußten sie selbst ausbessern; größere besorgte sie. Dadurch sah die Mannschaft immer sehr sauber aus, aber, was bedeutend höher anzuschlagen, sie wurde auch vor einer Menge von Krankheiten bewahrt, die sonst häufig auf den Schiffen heimisch werden. Wenn Sebastian eine Stunde frei war, dann saß er gerne mit seiner Frau in der Cajüte und unterhielt sich mit ihr über die wunderbare Art, wie Gott sie geleitet und aus den verrätherischen Händen des schurkenhaften Bannmeyer zu einer sorgenlosen Existenz geführt habe. Sie waren zwar zu bescheiden, um sich selbst die vortheilhafte Aenderung in dem Betragen der Schiffsmannschaft zuzuschreiben, aber sie fühlten doch auch, daß diese Leute anders geworden waren und daß sich ganz vortrefflich mit ihnen auskommen ließ.

„Was könnten wir also noch mehr wünschen?“ sagte er eines Tages.

„Wenn mit dem Wünschen auch die Gewährung da wäre,“ gab sie zur Antwort, „so wäre ich doch lieber wieder in meinem frühern Hause.“

„Das kann nun einmal nicht sein, Agnes. Wenn uns Gott wieder einmal zu einem Eigenthume verhelfen will, so kann er's allerdings machen; aber einstweilen sind wir gut genug von ihm bedacht worden. Wie viel schlimmer wäre es, wenn er uns von einander und von unserm Kinde getrennt hätte! Manchem, der auf gewaltsame Weise zum Matrosen gepreßt wurde, mag das geschehen sein; wir aber befinden uns Solchen gegenüber in der glücklichsten Lage. Nicht allein, daß wir zusammengeblieben sind und frei mit einander verkehren können, stehen wir auch in ganz angenehmen Verhältnissen mit der Bemannung und dem Kapitain.“

„Gewiß, Sebastian,“ antwortete Agnes, „es ist um Vieles besser, als im Schmugglerhause des Bannmeyer. Ich bin auch weit entfernt, mich zu beklagen; aber ich muß nur immer daran denken, was es in der Zukunft werden wird.“

„Alles mit Gott," antwortete Sebastian und erhob sich, denn auf Deck wurde sein Name gerufen. Rasch eilte er die Treppe hinauf. Es war bereits dunkel geworden und man sah nichts mehr von dem leise auf- und abwogenden Meere. Boßweiler rief ihn zu sich, führte ihn in die Spitze des Schiffes, drückte ihm ein Nachtfernrohr in die Hand und deutete ihm die Richtung an, in welcher er über die See schauen sollte.

„Ich sehe in der Ferne viele Lichtpunkte. Was ist das?"

„Lissabon, mein Freund! Noch ein paar Stunden, so laufen wir in den Hafen ein." Je länger er durch das Rohr schaute, desto zahlreicher und heller wurden die Lichtpunkte, und endlich konnte er dieselben mit bloßen Augen sehen.

„Lissabon, Lissabon!" erscholl es nun von allen Lippen. Der Kapitain, welcher den Ruf in seinem Bette vernahm und der sich seit einigen Tagen viel wohler fühlte, wünschte ebenfalls auf das Verdeck zu gehen. Mariechen reichte ihm eine Hand. Mit langsamen und unsichern Schritten, wie ein Kind, das gehen lernt, schwankte er aus der Cajüte heraus und tastete sich am Schiffsrande vorbei, bis zu einer Stelle, wo sie den deutlicher gewordenen Lichterglanz gut sehen konnten.

„Mein Kind," sagte er, „schau dorthin. Da liegt die große und schöne Stadt Lissabon. Du wirst mit mir hineingehen und viel Neues sehen."

„Aber Du kannst ja noch nicht marschiren," sagte sie.

„Das hat nichts zu bedeuten, mein Kind, denn wir werden uns einen Wagen nehmen und mit flinken Rossen durch die Stadt fliegen."

„Aber dann müssen auch Vater und Mutter mit."

„Die Mutter, ja, mein Kind; aber den Vater müssen wir zu Fuß laufen lassen, sonst werden seine Kameraden eifersüchtig und mögen ihn nicht mehr leiden; das willst Du doch wohl nicht haben."

„Nein, gewiß nicht, Oncle Kapitain; aber es ist doch eigentlich nicht in der Ordnung, daß der Vater zu Fuße läuft, während die Tochter in der Kutsche sitzt."

„Laß es nur für jetzt gut sein. Der Dienst bringt es einmal so mit sich, und ich darf keinen Unterschied zwischen den Matrosen machen."

Die Stadt rückte näher und näher, und wie Boßweiler gesagt hatte, fuhren sie nach wenigen Stunden in den Hafen ein, wo außer der Helvetia noch eine Menge anderer Schiffe lagen. Für heute konnte natürlich nichts mehr vorgenommen werden, denn die Nacht war zu weit vorgerückt. Nachdem das Schiff festgelegt und die Wachen ausgestellt worden waren, commandirte der Kapitain die Leute zu Bette.

„Morgen früh mit Tagesanbruch muß Jeder an seinem Posten sein!" sagte er und ging selbst zur Ruhe.

Mariechen konnte in dieser Nacht nur wenig schlafen, denn sie freute sich über alle Maaßen, daß sie morgen die Haupt- und Residenzstadt von Portugul sehen und noch gar zu Wagen durch die Straßen fahren sollte. Wenn sie einen Augenblick einnickte, so wurde sie doch bald wieder wach und lauschte dann dem leisen Spiele der Wellen, welche am Fenster der Cajüte hin- und herflüsterten, oder sie horchte auf den einförmigen Schritt der Wachen, welche auf dem Decke ihre Strecke begingen. Der Mond schien so hell in den kleinen Raum. daß sie jeden Gegenstand in demselben deutlich unterscheiden konnte. Auch auf das Wasser des Hafens und die in der Nähe ankernden Schiffe konnte sie sehen. Es kam ihr Alles so lieblich-märchenhaft vor, daß es sie nicht länger im Bette hielt. Sie stand auf, kleidete sich an und begab sich auf Deck, wo sie sich am Bugspriet niederließ und über den Hafen und die im Hintergrunde liegende Stadt schaute. Schon die zahlreichen Schiffsrümpfe und die vielen Masten mit ihren Takelagen boten ihren Augen ein fremdartiges Bild, und sie blickte mit kindlicher Verwunderung bald hierhin, bald dorthin; noch mehr aber

wurde ihre Phantasie von den vielen Thürmen und hohen Gebäuden der Stadt aufgeregt.

„Morgen werde ich das Alles sehen,“ lispelte sie und wandte immer wieder von Neuem ihren Blick dahin.

Da kam einer von den Matrosen, welcher die Nachtwache hatte, in ihre Nähe. Es war ein häßlicher, einäugiger Kerl mit rothem struppigem Haar und abschreckenden Zügen. Mariechen überlief es jedesmal eiskalt, wenn er in ihre Nähe kam; denn er unterließ es niemals, sie mit seinem einen Auge wie ein Gespenst anzublicken und sie mit bösen Worten zu schrecken. Sie zuckte zusammen, als sie ihn kommen sah und duckte sich rasch hinter einen Haufen Tauwerk.

Maats sah sie glücklicher Weise nicht, sonst hätte er sie sicher rauh und wüst angefahren. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen das Schiffsgeländer. Der Mond, welcher ihm voll in's Gesicht schien, zeigte so recht seine ganze Häßlichkeit und das unheimliche Blitzen seines Auges.

„Wie das Alles so blank und weich gegangen hat,“ murmelte er zwischen den Zähnen; „man sollte glauben, das Meer habe seine Tücken verloren und sei so zahm geworden wie ein Reitpferd, auf dessen Rücken man ungestraft dahintraben darf. Aber hütet Euch, der alte Maats hat seine Gesichter, und die betrügen ihn nicht. Noch ist der Himmel so klar, wie ein Spiegel, aber der Sturm kommt, so wahr ich Maats heiße. Rast er nicht schon durch meine Glieder auf und ab, und fühle ich nicht das Wehen des Orcans in meinen Haarspitzen? Maats täuscht sich nicht, Maats hat sich noch niemals getäuscht. Das Lachen und Kichern der Geister der Tiefe tönt in meine Ohren; ich sehe sie bis zur Oberfläche des Wassers heraufschwimmen und mit den Fingern auf die Schiffe zeigen, welche dem Untergange geweiht sind. Was, was? Auch die Helvetia? Wie ich sie unter meinen Füßen schwanken fühle, wie sie hin- und hergeschleudert wird, wie die

Geräthe vom Deck in die brausenden Wogen rollen. Ha, das ist liebliche Musik! Ich will tanzen und singen, wenn es losgeht!"

Die struppigen Fuchshaare von der Stirne streichend, ging er weiter. Mariechen aber war so geängstigt worden, daß sie an allen Gliedern zitterte und sich eiligst wieder in die Cajüte zurückbegab. An Schlafen war nun vollends nicht mehr zu denken. Der Monolog des Einäugigen hatte die furchtbarsten Vorstellungen in ihrer jungen Seele geweckt, und sie sah alle Schrecken eines unabwendbaren Schiffbruches vor sich. Sie überlegte hin und her, was sie thun werde, wenn die Katastrophe losbreche. Sie wußte es nicht; aber sie meinte, wenn nur Vater und Mutter gerettet würden, so wolle sie sich gerne in den Tod ergeben; sie sei noch so nutzlos in der Welt, daß der Schaden nicht so groß sei, wogegen Vater und Mutter den Menschen noch viel nützen könnten.

Gegen Morgen schloß sie doch die Augen, aber nun kam gemäß den Befehlen des Schiffskapitains Van der Meulen die Mannschaft auf Deck und machte einen solchen Lärm, daß sie wieder erwachte, und sich nun mit den Eltern vom Lager erhob.

IX. Kapitel.

Einer nach dem Andern. — Fahrt in die Stadt Lissabon. — Meiken Klaas. — Das Cajütchen. — Das alte Gerümpel. — Der Weihbrunn. — Der heilige Martin. — Die Theilung des Mantels. — Die Unterredung mit dem Kinde. — Gute Vorsätze.

Der Morgen zog so schön und herrlich über dem Hafen empor, daß man unmöglich lange trüben Gedanken nachhängen konnte. Als Mariechen ihre überwachten Augen tüchtig mit frischem Wasser gewaschen

hatte und nun die Stadt im goldenen Sonnenscheine vor ihr lag, da waren alle Beängstigungen der Nacht mit einem Male verschwunden und sie dachte nur noch an das Vergnügen, welches ihr bevorstand. Fröhlich jauchzend eilte sie zu Oncle Kapitain und erinnerte ihn an sein Versprechen.

„Ei, versteht sich, mein Kind," gab er zur Antwort; „der Kapitain Van der Meulen wird doch sein Wort nicht brechen! Sogleich setzen wir die Boote aus!"

„He," rief er über die Helvetia hin, „wer von Euch hat Lust, in die Stadt zu gehen?"

Die ganze Mannschaft meldete sich.

„Ja, das geht freilich nicht," sagte er lachend. „Uebrigens werde ich es doch Allen möglich machen; nur nicht auf einmal. Einer vor und der Andere nach!"

Er bezeichnete nun Diejenigen, welche heute zum Besuche der Stadt Urlaub erhielten, übergab das Commando dem Obersteuermanne und ließ die Beurlaubten mit einem Boote an die Hafentreppe bringen. Hier bestellte er für sich, Agnes und Mariechen einen Wagen, während ihr Vater und die übrigen Matrosen zu Fuße in die Stadt gingen. Das elegante Gefähr rollte pfeilschnell durch die breiten Straßen, an den prachtvollen Gebäuden, den Palästen und Kirchen vorüber, und der Kapitain erklärte ihnen Alles; denn er war schon mehrere Male in Lissabon gewesen und hatte sich die sämmtlichen Merkwürdigkeiten der Stadt angesehen.

Das Meiste verstanden sie freilich nicht, weil sie für die Dinge und Zustände keinen Maaßstab hatten, aber die Spazierfahrt war doch außerordentlich ergötzlich für sie; denn jeden Augenblick sahen sie etwas Neues. Hier waren es kohlschwarze Neger, dort die sonderbaren Trachten und wieder an einem andern Orte die herrlichen Läden oder der Zusammenlauf der Menschen.

Der Kapitain ließ jetzt an einem großen Modewaarengeschäfte, in welchem fertige Damen- und Kinder-

kleider verkauft wurden, halten und wanderte mit ihnen durch die ausgedehnten Verkaufsräume, wo die eine Robe die andere an Schönheit übertraf.

„Jetzt wollen wir Dich staats machen," sagte er zu Mariechen. „Du hast nur ein paar Kleider, und diese sind auf dem Schiffe sehr schlimm mitgenommen worden. Da Du mich so freundlich gepflegt hast, so ist es nicht mehr als billig, daß ich für neue sorge. Komm, wir wollen etwas Hübsches aussuchen."

Mariechen war natürlich hoch erfreut, und als sich der Kapitain ein seidenes Kleid reichen ließ, welches ungefähr für sie zu passen schien, da hüpfte sie vor Freude und klatschte in die Hände.

Die Mutter aber legte Protest ein. „Herr Kapitain, sprach sie, „wenn Sie dem Kinde etwas geben wollen, so lassen Sie es doch etwas ganz Einfaches sein. Kinder werden leicht eitel, und wenn sie in Kleidern einmal verwöhnt sind, so hält es schwer, sie wieder bescheiden zu machen. Haben Sie die Freundlichkeit, ihr nur ein ganz einfaches graues Kleid auszusuchen."

„O wie Schade!" sagte Mariechen, aber sie fügte sich doch sogleich. Auch der Kapitain fand, daß Agnes Recht hatte und verfuhr nach ihrem Wunsche. Für die Mutter wurden nun ebenfalls Geschenke ausgesucht, und so kehrten sie ziemlich reich beladen zum Schiffe zurück. Nicht weit vom Hafen stand ein junges Mädchen an einen Pfahl gelehnt und weinte bitterlich. Ihrer frischen, weißen Hautfarbe nach zu schließen mußte sie eine Europäerin sein. Mynheer Van der Meulen ließ deßhalb den Wagen einhalten und fragte, was ihr fehle. Das Mädchen gab ihm in holländischer Sprache Antwort: „Ach mein Herr, ich bin Meiken Klaas und von Rotterdam zu Hause. Ich kam als Schiffsmagd mit nach Lissabon; aber ich bin plötzlich außer Brod gekommen, weil der Kapitain sein Schiff an einen Portugiesen verkauft hat und auf und davon

gegangen ist. Nun bin ich hier in einer wildfremden Stadt und weiß nicht, was ich anfangen soll."

Agnes schaute den Kapitain mit einem bittenden Blicke an. Er verstand sie sogleich und sprach: „Frau Kemper; die Arbeit auf der Helvetia wächst Ihnen über den Kopf. Ich meine, wenn wir die Meiken Klaas mitnähmen, so würde das recht gut für uns und für Sie sein."

„Ach ja, Oncle Kapitain, nehmen Sie das arme Mädchen mit," sprach Mariechen und ergriff seine Hand, die während der Krankheit sowohl ihre wetterbraune Farbe, als auch ihre fleischige Fülle verloren hatte.

Agnes war im Herzen zwar der Ansicht, daß diese Vermehrung des Arbeiterpersonals eigentlich nicht nothwendig sei; aber da sie die Gelegenheit, dem Mädchen zu einem Unterkommen behülflich zu sein, nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte, so nickte sie zustimmend.

„Komm nur herein, mein Kind," sagte Van der Meulen und machte Platz auf der Bank des Wagens, daß sie sitzen konnte.

Meiken Klaas wußte nicht, wie ihr geschah; sie wischte sich die Thränen aus den Augen, fiel aus dem Weinen gleich in ein helles Lachen und sprang leicht, wie eine Gazelle in den Wagen, dem Kapitain und Frau Kemper die Hände küssend. An ihrem ganzen Gehaben sah man, daß sie eine Kinderfreundin war; denn sogleich nahm sie Mariechen auf den Schooß und plauderte mit ihr, als wenn sie sie seit Jahren gekannt hätte.

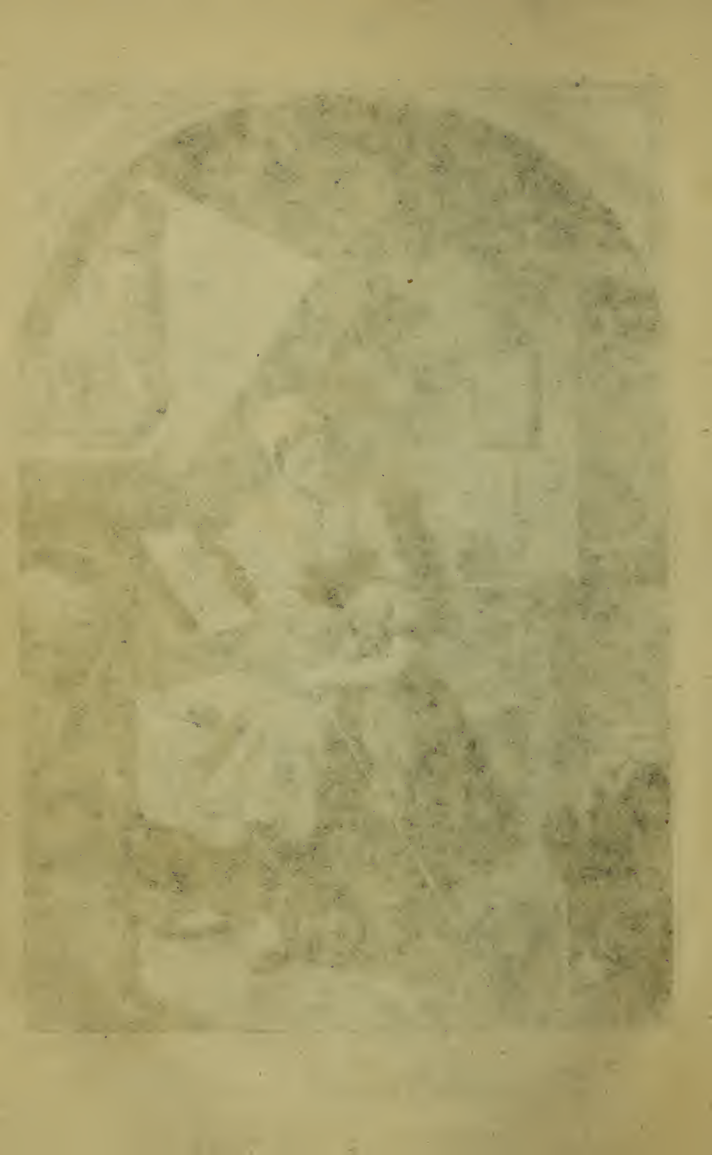
Agnes sah ihr mit wohlgefälligen Blicken zu, aber sie verfiel bald in stilles Nachdenken. Wenn sie sich vorstellte, wie der Kapitain früher auch nicht den mindesten Funken von Gefühl an den Tag gelegt und nicht allein sie und ihren Mann mit schändlicher List und schnöder Gewalt ihrer Freiheit beraubt, sondern auch Befehl gegeben hatte, daß ihr Kind hülflos in der Welt zurückbleiben solle, so konnte sie die vor-

S. 84.



C. Clasen gez. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Schmuggler und Seefahrer.



theilhafte Veränderung seines Charakters nicht recht begreifen. „Allerdings," dachte sie, „wirkt die Krankheit auf jeden Menschen ein und bringt ihm zum Bewußtsein, daß es noch einen Höhern über ihm giebt, der alle Tage sein Leben und mit demselben Rechenschaft über seine Thaten fordern kann; aber eine solche Aenderung dauert in der Regel nur so lange, wie die Gefahr. Wenn sie abgewendet ist, kommt der böse Charakter wieder zum Vorscheine. Mynheer Van der Meulen aber scheint sich nicht vorübergehend, sondern gründlich bessern zu wollen."

Die gute Frau hatte nicht im Entferntesten eine Ahnung davon, daß seine Verwandlung das Werk ihres Töchterchens war. Wenn man es ihr gesagt hätte, so würde sie es nicht geglaubt haben; denn ihr kamen die guten Eigenschaften ihres Kindes gar nicht so außerordentlich vor, sondern sie hielt sie für ganz natürlich. Anders war es mit dem Kapitain: Das Kind hatte ihm nicht gesagt, er sei ein Sünder und es sei die höchste Zeit, daß er umkehre. Wäre dies geschehen, so würde es wahrscheinlich gar keinen Eindruck auf ihn gemacht haben. Jetzt aber hatte er den unermeßlichen Abstand zwischen sich und dem Kinde unmerklich und von selbst kennen gelernt; er war dadurch in seine eigene Jugend zurückgeführt worden und hatte mit schmerzlichem Bedauern erkannt, daß er sein Paradies für schlechten Tand hinweggeworfen hatte. Seit seiner Jugend war sein Bestreben dahin gegangen, Reichthum zu sammeln, und es war ihm gelungen, denn er besaß viele Tausende in seinem Vermögen; aber das Geld hatte ihm keine Befriedigung gebracht, und sein Durst nach dem gelben Metall war mit der Anhäufung desselben gewachsen. Nur die Stunden, welche er mit dem unschuldigen Kinde zugebracht, waren wirklich genußreich für ihn gewesen; sie hatten in seinem Innern die Ueberzeugung hervorgerufen, daß er nach und nach die Schlacken von seiner Seele ab-

streifen würde, wenn er immer in der Gesellschaft dieses kleinen Schutzengels blieb.

Der Wagen war jetzt am Hafen angekommen; die Gesellschaft verließ denselben und stieg die steinerne Treppe hinab zur Helvetia.

„Frau Kemper," sagte der Kapitain, „wir haben da auf Deck hinter der Küche noch einen kleinen Cajütenraum, in dem jetzt nur altes Gerümpel aufbewahrt wird, welches besser über Bord flöge. Sie ist zwar enge, aber ich meine, für Meiken Klaas wäre sie ein gutes Unterkommen. Wir könnten dann die Küchenangelegenheiten ganz in die Hände von Euch beiden Frauen legen und meine Seehunde brauchten sich gar nicht mehr darum zu kümmern. Wir wollen das Cajütchen einmal in Augenschein nehmen."

Der Raum war bisher verschlossen gewesen. Jetzt ließ ihn Van der Meulen öffnen und rief den einäugigen Matrosen, damit er Ordnung schaffen helfe. Unwillig kam er. Als er Meiken Klaas sah, brummte er in den Bart hinein: „Frauenzimmer bringen auf einem Schiff nichts Gutes; und nun sind ihrer gar drei auf der Helvetia. Ich wünschte, daß ein Sturm käme und fegte sie in das Meer. Mit der Agnes war's schon zu viel. Sie verbietet einem ja ordentlich das Maul. Wenn man einen raisonabeln Fluch auf den Lippen hat, so schaut sie einen mit den Augen an, daß die Worte auf der Zunge schmelzen und daß der Fluch zu einem bloßen Gemurmel wird. Ein Seemann aber, der daran gehindert ist, wie ein Türke zu fluchen, der ist keinen Schuß Pulver werth. Wenn's dahin kommt, daß die Matrosen Betschwestern werden und daß sich das Schiff zu einer Kapelle umwandelt, dann ist's mit der ganzen Seefreudigkeit dahin, und ich will lieber nach Hause gehen und Kienspäne machen."

So wetterte er in sich hinein und schaute den Kapitain mit seinem einen Auge an, als ob er ihn für die abscheulich fromme Richtung an Bord verantwortlich machen wolle.

„Maats,“ sagte Van der Meulen, „wirf die alten Kessel und Kasserolen, die ja doch nicht mehr gebraucht werden können, über Bord. Das alte Holzgerümpel aber mache hübsch klein, damit es zur Feuerung dient. Nachher hilfst du Meiken hübsch den Boden und die Wände fegen, damit die Cajüte echt holländisch blank und sauber wird.“

Maats durfte dem Kapitain nicht widersprechen; denn er wußte recht gut, daß er es an dem nöthigen Nachdrucke nicht würde fehlen lassen; aber, was er that, geschah mit einem solchen Ingrimme, daß dem armen Meiken ganz angst und bange wurde. Das alte Gerümpel flog wie Geschosse über ihren Kopf weg, und sie mußte jeden Augenblick fürchten, daß sie zu Boden geschleudert werde. Zwischen Staub und Schmutz fand sie ein altes Weihkännchen und ein paar Heiligenbilder. Solche Dinge waren dem Maats ein rechter Greuel. Als sie Meiken aufhob, um sie zur Ausschmückung ihrer Cajüte zu verwenden, wollte er sie ihr mit Gewalt entreißen.“

„Laß sie mir, Maats!“ bat sie.

„Ei was,“ schrie er, „auf der Helvetia brauchen wir keine Heiligenbilder.“

Mariechen kam in diesem Augenblicke dazu. „Doch, Maats,“ sagte sie; „gerade auf der See braucht man sie, weil man da in jeder Stunde mit dem Tode zu kämpfen hat. Meike, gieb mir die Bilder! Ich will den Oncle Kapitain fragen, ob Du sie nicht behalten darfst.“

„Ja, kleine Schlange,“ schrie Maats, „möchtest Du mich anschwärzen? Sie kann meinetwegen die alten Scharteken behalten; aber das sage ich Dir, Du kleiner Wechselbalg, wenn ich nur ein einziges böses Wort vom Kapitain bekomme, so werfe ich Dich eines schönen Morgens ebenso über Bord, wie diese Scherben. Du wärst so ein rechter Bissen für einen Haifisch. Er würde Dich an den langen Haaren anfassen und Dich hineinsaugen wie einen Häring.“

Erschrocken blieb das Kind an der Thüre stehen und wagte es nicht, wieder einzutreten, bis die Cajüte blank geputzt war und der böse Maats sich entfernt hatte.

Nun hingen sie zusammen das Weihbrünnchen und das Muttergottesbild auf, lasen in einem ebenfalls dort gefundenen Erbauungsbuche und beschauten ein Bildniß des heiligen Martin, dessen schöne Legende Meiken dem Kinde erklärte. Mariechen stützte ihre Hände auf den Schooß des Mädchens und lauschte auf jedes Wort.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte sie; „die muß ich auch dem Oncle Kapitain erzählen. Wenn Maats wüßte, was der heilige Martin für ein guter Mann war, so würde er Dich gewiß bitten, ihm das Bild zu überlassen."

Meiken lächelte; denn sie hatte ganz andere Gedanken von ihm. „Meiken," sagte Mariechen plötzlich, „ich denke, wir machen mit dem Bilde dem Oncle Kapitain eine Freude. Er hat so was gar nicht. In seiner Cajüte hängen zwar Säbel, Pistolen, Büchsen und Kriegsmänner, aber keine Heiligenbilder. Gieb es mir, ich will es ihm bringen."

„Wenn er's nur nimmt," sagte das Mädchen.

Darein aber setzte Mariechen keinen Zweifel, sondern war gewiß, daß er froh sein würde, einen solchen Schatz zu erhalten. Mit eiligen Schritten lief sie in seine Cajüte und rief: „Oncle Kapitain, da sieh Dir einmal den Reiter an! Das ist der heilige Martin, der seinen Mantel mit einem Armen theilt. Siehst Du, da unten steht der frierende Bettler. Aber wer der Bettler ist, das räthst Du noch gar nicht."

Van der Meulen nahm das Bild in seine Hand und schaute es an. Es schwante ihm so etwas, als wenn er in seiner Jugend die Legende vom heiligen Martin einmal gehört hätte, aber er konnte sie nicht mehr zusammenbringen. „Wer wird es sein?" sagte er. „Ist nicht die ganze Welt voll armer Leute? Ein Bettler, ein gewöhnlicher Bettler."

Mariechen klatschte in die Hände, lachte schelmisch und rief: „Ah, da weiß ich noch mehr, als Du. Ich will es Dir sagen; aber Du mußt Dich setzen, denn die Geschichte ist gar zu schön."

Der Kapitain setzte sich in den angeschraubten Sessel und zog auch einen Stuhl für das Kind herbei. Sie legte das Bildchen auf seine Knie und begann: „Der heilige Martin ist nicht immer heilig gewesen; denn er war ein wilder Kriegsmann und zog mit seinen Soldaten oft in den Krieg. Da gab es Todte und Verwundete, und viele Menschen verloren ihr Hab und Gut. Siehst Du, das ist doch gewiß böse; denn ein Mensch darf doch den andern nicht todtstechen. Als er nun lange ein großer Kriegsmann gewesen und von einem Lande in's andere gezogen war, da kam einmal in grimmiger Winterkälte ein armer, fast ganz nackter Bettler zu ihm, stellte sich an sein Pferd und flehte um ein Almosen. Martin schaute auf den bloßen Leib des Bettlers, und als er sah, daß er vor Kälte zitterte, da fühlte er Mitleiden mit dem alten Manne. Geld hatte er nicht, auch sonst nichts, was dem Bettler dienen konnte. Da aber fiel ihm ein, daß er einen warmen Mantel besaß. Ohne sich lange zu besinnen, zog er sein Schwert aus der Scheide, hieb den Mantel mitten durch und gab dem Bettler die eine Hälfte, und die andere behielt er für sich selbst. Und nun kommt das Beste, Oncle Kapitain. Der Bettler war ganz und gar kein gewöhnlicher Bettler, sondern kein Geringerer, als der liebe Gott selbst, der den Martin einmal prüfen wollte. Da er nun gesehen, daß er Mitleid mit den Armen hatte, so gab er ihm die Gnade, von seinem wilden Kriegsleben abzulassen und einen bessern Wandel anzufangen. So ist er immer besser geworden und nachher ein großer Heiliger. Ist das keine schöne Geschichte?"

„Doch, mein Kind," antwortete Van der Meulen; „sie lehrt, daß man nach einem wilden Leben immer noch ein braver Mensch werden kann. Aber sehr böse

ist der heilige Martin niemals gewesen, sonst wäre es ihm mit seiner Bekehrung sicher nicht gelungen."

„Warum denn nicht, Oncle Kapitain? Du weißt doch, daß der heilige Paulus ebenfalls sehr böse war und sogar den heiligen Stephanus steinigen half. Und wer wäre wohl ein eifrigerer Christ geworden, als der heilige Paulus?"

„Du meinst also, daß Jeder aus einem Sünder, wenn auch kein Heiliger, so doch ein braver Mensch werden kann, nicht wahr?"

„Ja, das ist doch ganz gewiß! Wenn einer nur ernstlich will."

„Aber mir würde es doch schwer fallen, Mariechen!"

„Ja, Du warst auch recht böse; denn Du hast meine guten Eltern fortgeschleppt; aber ich glaube, daß Dir das der liebe Gott eingegeben, damit wir nicht vor Hunger umkamen. Und Du hast Dich auch gebessert. Du bist gar nicht böse mehr. Mir hast Du die Kleider geschenkt und es also fast gemacht, wie der heilige Martin; und Meike hast Du auf's Schiff genommen, damit es nicht allein und hülflos in der Welt herumlief. — Gieb mir ein paar Stiften, damit ich das Bildchen über Deinem Bette aufhänge. Da kannst Du es immer sehen, sobald Du die Augen aufmachst."

Der Kapitain war tief gerührt, und es fehlte nicht viel, so wären ihm Thränen in die Augen gekommen. „Sie ist wirklich mein Engel," dachte er. „Wenn sie immer bei mir wäre, würde ich am Ende meine wilde Natur ganz verlieren und recht zahm und brav werden."

„Geh jetzt zu Deiner Mutter," sagte er; denn er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein und über die Worte des Kindes nachzudenken. „Wenn sie Alles wüßte," flüsterten seine Lippen, „so würde sie mich fliehen; denn ihre Natur ist so rein, daß sie vor dem Bösen zurückbebt und sich vor demselben verkriecht. Ah, ich muß auf mich merken und mir Gewalt anthun,

daß ich nicht in die alte Verderbtheit zurückfalle, sonst verliere ich ihre Freundschaft, und ich wollte doch lieber mein ganzes Vermögen vrrlieren."

Lange saß er in stummer Betrachtung, und je länger er nachdachte, desto tiefer fühlte er, daß er ein verlorenes Leben gelebt. Diese Ueberzeugung wäre geeignet gewesen, ihm alle Hoffnung zu nehmen; aber wenn er sich nun wieder vorstellte, daß Mariechen ihn ohne alle Absicht so rasch auf einen bessern Pfad geleitet hatte, so wuchs doch die Hoffnung und er gab sich nicht verloren.

X. Kapitel.

Neger, Chinesen, Malayen und Weiße. — Eine Flasche vom feinsten Setubal. — Es wird Rebellion geplant. — Der Speichellecker. — Sebastian ruft den Trunkenen Halt zu. — Maats stürzt in den Hafen. — Die Pracht des südlichen Sternenhimmels. — Wie sich der Neger Sam Deutschland denkt. — Jedem ist die Heimath am schönsten. — Der Brand. — Das kalte Bad.

Wir haben gehört, daß der Kapitain seinen Leuten das Versprechen gab, sie sollten alle der Reihenfolge nach die Stadt Lissabon besuchen. Er hielt auch sein Wort. Maats war einer der Letzten, dem diese Erlaubniß zu Theil wurde, denn der Kapitain wußte aus Erfahrung, daß er mit solchen Vergünstigungen in der Regel unverzeihlichen Mißbrauch trieb. Der Umstand, daß er nicht in erster Linie gehen konnte, wurmte ihn; er fand darin eine unverdiente Zurücksetzung und ging mit einem heftigen Groll an's Land. Die Kameraden, welche mit ihm gingen, hetzten ihn noch mehr. So lange sie auf dem Schiffe waren, standen sie unter dem wohlthätigen Einflusse der Familie Kemper, aber kaum hatten sie dasselbe verlassen, so hörte dieser Ein-

fluß auf und sie freuten sich, daß sie Jemanden hatten, den sie an die Spitze ihrer Unzufriedenheit stellen konnten.

Nicht weit vom Hafen lag eine Matrosenkneipe, ein ziemlich weitläufiges Gebäude, in dem sich der Abschaum von den Schiffen einzufinden pflegte, um das Geld, welches sich auf langer Seefahrt in ihren Taschen angesammelt hatte, in wüsten Orgien zu verschwenden. Wettergebräunte Gesichter von allen Hautfarben hatten sich um die Tische gruppirt und tranken den Wein aus großen Kannen. Da sah man Neger mit kohlschwarzer Hautfarbe und gekräuseltem Haare, deren blutrothe Lippen und schneeweiße Zähne gegen die Schwärze des übrigen Körpers sehr grell hervortraten. Chinesen mit wackelnden Zöpfen und geschlitzten Augen, breitschulterige Engländer mit blonden Krausbärten, dickbäuchige Holländer, rothe Javanesen und deutsche Kerngestalten wetteiferten mit einander, sich unter den Tisch zu trinken und sich in brutalem Geschrei zu überbieten. Was die Sprache anging, so war dieselbe ein wahres Babel der verschiedensten Idiome, und selbst einem Vielgereisten wurde es nicht leicht, sich in all den durcheinanderschreienden Zungen zurechtzufinden.

Der einäugige Maats und seine Cumpane suchten sich in der dritten Stube eine Ecke aus, wo sie sich um einen runden Tisch placirten. „Wirth!“ rief er, „bringt vom feinsten Setubal; wir lassen heute etwas draufgehen!“ Und damit warf er eine Faust voll holländischer Gulden auf den Tisch, daß sie klingend umherrollten.

Der Wirth besah sich erst seine Gäste, und da er an den Gesichtern bald herausfand, daß sie keine großen Kenner waren, so ließ er sich die blanken Gulden zwar gerne gefallen, aber was den Wein anging, so brachte er allerdings von der thuersten, aber noch lange nicht von der besten Sorte.

„Jungens,“ sagte Maats, nachdem er angestoßen

hatte, daß fast die Gläser zersprangen, „den laßt nur herunterlaufen, denn er geht wie Oel durch den Hals und macht das Gemüth fröhlich. Wir wollen nun einmal sehen, wer es am längsten aushält." Es wurde nun gezecht, daß eine Flasche die andere ablöste. Trinken konnte man das eigentlich nicht mehr nennen; es war ein Saufen, ein viehisches Saufen, wie es eben nur unter solchen bestialischen Naturen vorkommen kann. Die Wirkung blieb deßhalb auch nicht lange aus. Die Köpfe waren bald so erhitzt, daß der spitzbübische Wirth jedes beliebige Getränk bringen konnte; Alles wurde für echten Setubal getrunken.

„Jungens," sprach der Einäugige, „das Leben ist an und für sich nicht manches Currentchen werth, vollends aber keine Cichorie, wenn man sich fortwährend einen Maulkorb anlegen muß und nicht einmal frei von der Leber sprechen darf. Das ist aber jetzt auf der Helvetia der Fall. Der Teufel weiß, was dem Kapitain in den Magen gefahren ist. Läßt Frauenzimmer auf das Schiff, gestattet es, daß Heiligenbilder aufgehangen werden und thut selbst so fromm, als wenn er daran dächte, in den Himmel zu kommen. Ich sag' Euch, Jungens, das kann nicht lange mehr so fortgehen. Was, wir sollen nicht einmal mehr nach Herzenslust fluchen dürfen? Wir sollen auf Commando frische Hemden anziehen, Knöpfe festnähen, Strümpfe stopfen, die Augen verdrehen und wie Kinder leben, die noch unter der Zuchtruthe der Mutter stehen! Das thu ich nicht mit, und wenn Ihr rechte Kerls seid, so thut Ihr's auch nicht. Beim Teufel und seiner Großmutter, man braucht uns doch nicht mehr die Brocken vorzukauen!"

„Nein, wir wollen's auch nicht mehr," schrieen jetzt mehrere der Genossen und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Flaschen und Gläser zu tanzen begannen. Dieser heldenmüthige Entschluß wirkte auch auf die Andern, und es dauerte keine halbe

Stunde, so waren sie Alle einig, daß man Rebellion beginnen müsse.

Nachdem sie sich fast von Sinnen getrunken hatten, und die sämmtlichen Gulden Maats' in die weiten Taschen des Wirths geflossen waren, leerten sich allmählig die Zimmer, denn es war die Stunde gekommen, in welcher die Matrosen an Bord zurück sein müssen.

„Wir aber gehen nicht," schrie Maats. „Wir bleiben, dem Kapitain zum Aerger, hier. Wenn wir zusammenhalten, kann er uns nicht das Mindeste anhaben, denn es ist unmöglich, daß er uns Alle einsperrt. Und die Uebrigen werden's ja auch nicht leiden; denn wie große Betbrüder sie auch geworden sind, so werden sie doch nicht zugeben, daß uns ein Haar gekrümmt wird."

„Na," warf einer von den Trunkenen hin, „was das angeht, so ist im Grunde nichts thörichter, als offene Auflehnung, ehe man die ganze Equipage für sich hat. Ich meine, wir thun am besten, jetzt an Bord zu gehen. Was wir vorhaben, das kann nicht von uns allein, sondern muß von der gesammten Mannschaft geschehen; ich für meinen Theil füge mich der Ordnung; Ihr aber könnt thun und lassen, was Euch beliebt!"

„Seht diesen Speichellecker!" schrie Maats ganz entrüstet; „nachdem er meinen Wein gesoffen, schlägt er gleich wieder um. Schande über die Memme! Laßt ihn denn laufen! Ihr Andern aber bleibt bei mir!"

Mitunter ist auch das Gute ansteckend; nur muß es auffallen, daß es auch hier der Fall war; denn betrunkene Köpfe folgen doch lieber dem Gegentheile. Der Matrose hatte indessen einen starken Anhang, und Einer nach dem Andern erhob sich, stülpte mit täppischen Bewegungen den Hut auf den Kopf und torkelte zur Thüre hinaus.

„Beim Belzebub," schrie Maats, „soll ich denn

allein hier sitzen bleiben, indeß Ihr feigen Memmen aus Furcht der Wiege zulauft? Nein, das geht nicht; aber ich habe doch nun erfahren, was für saubere Kameraden ich besitze. Gut, Jeder nach seiner Façon: ich wie ein Mann von Wort, und Ihr wie meineidige Lumpen."

Gehen konnte er nicht mehr; und wenn auch die Uebrigen sehr bedenklich schwankten, so waren sie doch noch so viel ihrer Beine und Arme mächtig, daß sie ihn zwischen sich nehmen und ihn führen konnten. Die Arbeit war freilich keine leichte; denn immerfort stolperte er, bald nach Vorn, bald über die Seite, und dennoch suchte er sich loszureißen, um nach der Matrosenkneipe zurückzukehren.

Sebastian stand gerade an Bord, als sie die Treppe hinabschossen. Jeden Augenblick fürchtete er, sie würden einen Fehltritt thun und in das Wasser des Hafens rollen. Besonders war dieses zu befürchten, wenn sie auf das schmale Gangbrett kamen. Er lief ihnen deßhalb entgegen und rief ihnen ein gebieterisches Halt zu, um den Einen nach dem Andern hinüberzuführen.

„Was will der Kerl?" schrie Maats. „Was bildet sich der Mensch mit dem blassen Heiligenschein ein? Meint er, wir könnten nicht mehr in den Mastkorb steigen, wenn wir wollten? Fort, laßt mir freie Bahn! Ich werde ihm zeigen, daß ein echter Holländer noch über einen angespannten Bindfaden gehen kann, und wenn er eine Ohm Setubal im Leibe hätte."

Im tollen Säuferwahnsinne riß er sich los und stürzte auf das Gangbrett zu; er hatte aber kaum zwei Schritte auf demselben gethan, als er kopfüber in's Wasser stürzte.

„Ich dachte mir's wohl," sprach Sebastian. „Der abscheuliche Mensch verdiente eigentlich, daß man ihn liegen ließe. Es wäre ein rechter Gewinn für die Menschheit, wenn ihn der Hafen verschluckte; aber mir

gebietet die christliche Pflicht, ihm in der Noth beizustehen."

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, als er auch schon hinabsprang und den zeternden Einäugigen aufzufischen suchte. Noch einen Moment, so wäre er unter den Kiel gerathen; glücklicher Weise erhaschte er einen Zipfel seiner rothen Haare und zog ihn mit denselben an's Ufer. Hier lud er ihn auf seine Schultern und trug ihn über das Gangbrett an Bord, wo er von den Zurückgebliebenen erfaßt und in sein Bett getragen wurde. Durch sein Unglück gewitzigt, ließen sich die Andern gerne führen, und kamen deßhalb auch wohlbehalten an Bord der Helvetia an.

Der Kapitain, welcher sich seiner Gesundheit wegen schon frühe zu Bette begeben, hatte vorher dem Obersteuermanne die Wachen bezeichnet; auch Maats war darunter; aber in seinem jetzigen Zustande war es eine Unmöglichkeit für ihn, seiner Pflicht nachzukommen. Sebastian, immer großmüthig, wenn es galt, Jemanden aus der Klemme zu ziehen, vergaß nicht allein die kränkende Manier Maats', sondern übernahm auch großmüthig für ihn die Wache.

Die Nacht war hell und klar; die Gestirne leuchteten in ihrer ganzen südlichen Pracht vom Himmel und zogen seine Augen aufwärts. „Wahrlich," lispelte er, „wenn man niemals von der Allmacht und unendlichen Größe des Schöpfers gehört hätte, so müßte man allein durch diesen erhabenen Anblick zur Ueberzeugung kommen, daß er die Himmel in seiner Hand hält."

Von den Nachbarschiffen lagen einige fast Bord an Bord mit der Helvetia. Auch auf ihnen gingen die Wachen auf und ab und spähten nach allen Richtungen, damit den Schiffen nichts Feindliches nahe.

„Aus welchem Lande kommst Du?" redete ihn sein nächster Nachbar in holländischer Sprache an.

„Aus Deutschland," gab er zur Antwort.

„Ach, ich habe von diesem Lande gehört. Es soll

im höchsten Norden liegen und sieben Monate Nacht und nur fünf Monate Tag haben. Man sagte mir, über diesem Lande schwebe eine ungeheure Wolke von Tabakrauch, denn die Kinder, die Weiber und die Männer alle rauchten aus Köpfen so groß, wie vier Männerfäuste. Dann erzählte man mir auch, die Deutschen äßen jahraus, jahrein nichts Anderes als die Blätter einer Pflanze, die man Sauerkraut nennt."

„Wer hat Dir alles Das erzählt?" fragte Sebastian lächelnd.

„Ein Franzose!" gab der Matrose zur Antwort.

„Ich dachte mir's," entgegnete Sebastian verächtlich. „Sie sind so große Helden in der Geographie, daß sie ein Land, welches fest an das ihrige grenzt, nach dem höchsten Norden verlegen. Wir haben genau 365 Tage und 365 Nächte und die Sonne und der Mond wechseln sich gerade so ab, wie hier. Was den Rauch angeht, so machen die Franzosen mehr Rauch und Dampf, als irgend ein Volk in der Welt und vor allen Dingen viel mehr, als die Deutschen. Sauerkraut essen wir allerdings zuweilen, aber die Franzosen finden, daß es ein ganz vortreffliches Gericht ist, wenn man es so zu kochen versteht, wie die Deutschen. Was für ein Landsmann bist Du denn? So viel ich es erkennen kann, ist Deine Haut viel schwärzer, als die Nacht."

„Darum, mein Freund, ist sie auch die schönste auf dem ganzen Erdenrund. Ich bin aus Senegambien, wo die Franzosen eine Colonie haben; aber ich fuhr viel auf holländischen Schiffen und habe auf denselben auch die Sprache ihres Landes erlernt. Meine Heimath, mein Freund, ist ein Paradies ohne Gleichen. Ich wünschte, Du könntest sie nur ein einziges Mal sehen, so würdest Du eingestehen, daß ich Recht habe."

„Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß ich auf meinen Fahrten dorthin komme, und dann will ich meine Augen weit offen machen. Uebrigens hält Jeder seine Heimath für die schönste. Wir haben nicht die

gewaltigen Bäume, wie ihr, und es fehlen uns alle die Gewürze Deiner Heimath, aber wir haben auch keine reißenden Thiere und keine giftigen Schlangen. Und, was noch mehr sagen will, wir haben keine Sclaven, sondern alle Menschen sind frei. Niemand ist da, der sich anmaßen dürfte, uns zu verkaufen oder uns gegen unsern Willen in seinen Diensten zu halten."

„O, das muß doch ein schönes Land sein," entgegnete der Neger. „Was reißende Thiere und Sclaven sind, das weiß ich; denn mit erstern habe ich oft gekämpft und als Letzterer hatte ich einen blutdürstigen Herrn, der mich oft blutig geschlagen. Darum entlief ich ihm."

„Wie heißt Du?" fragte Sebastian.

„Mein Name ist Sam," gab er zur Antwort. „Hier auf dem Schiffe aber nennt man mich stets den schwarzen Sam, weil ich der einzige Neger am Bord bin."

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, dann war die Zeit der Ablösung gekommen; die neuen Wachen zogen auf und die beiden Männer begaben sich in ihre Cajüten. Mit der Lampe in der Hand stieg Sebastian die Schiffstreppe hinab. Da hörte er in einer der Matrosencojen ein leises Knistern. Er blieb stehen und horchte. Das Knistern setzte sich fort und es hatte einen so unheimlichen Ton, daß ihm grauete. Die Matrosen hatten ihm während der Nachtwachen und sonst in müßigen Stunden oft von allerlei Schiffsspuk erzählt. Obschon er an diese Märchen nicht glaubte, so fielen sie ihm doch ein und es fehlte ihm einen Augenblick lang der Muth, sich demselben zu nähern. In das Knistern mengte sich jetzt ein Sausen und Wogen, welches ihn noch mehr erschreckte.

„Was mag das sein?" flüsterten seine bleichen Lippen. „Mein Gott, wenn es Brand wäre! Ja, es ist Brand!" rief er jetzt aus; denn durch die Ritzen der nächsten Thüre sah er einen hellen Flammenschein. Rasch hing er die Lampe an einen Haken in der Schiffs-

wand und riß die Thüre auf. Eine hell lodernde Flamme wogte ihm entgegen, welche von dem Bette ausging, in welchem der betrunkene, einäugige Maats lag. Obschon er noch schlief, mußte doch die Hitze auf seinen Traum einwirken, denn er focht mit den Händen um sich und schrie: „Fort von mir, ihr gehörnten Teufel; ihr habt noch keine Gewalt und kein Recht über mich, denn ich bin noch nicht gestorben! Fort, fort!"

„Mein Gott, dieser Trunkenbold wird verbrennen, ehe er aufwacht!" rief Sebastian, war mit einem Satze durch die Flammen, riß den Schläfer empor und schleppte ihn auf Deck, wo er ihn niederlegte und dann die Wachen zur Hülfe herbeirief. Rasch war er wieder unten, ballte das bereits lichterloh brennende Bettwerk zusammen und schob es zum Fenster hinaus in's Wasser. Das Feuer hatte sich übrigens bereits dem Holzwerke mitgetheilt und kohlte an den Wänden und am Fußboden. Glücklicher Weise waren die übrigen Matrosen schnell zur Hand. Die einen schöpften Wasser, die andern übergossen mit demselben die brennenden Holztheile. In einer halben Stunde war der Brand gelöscht; aber ein dichter Qualm durchzog alle Räume des Schiffes.

Maats lag noch immer schlafend auf Deck. Sein Rausch war so stark, daß er trotz des Feuers, des Lärms und des Rüttelns nicht aufwachte. „Wir müssen den nachläßigen Menschen doch wecken," sagte Sebastian, nahm einen vollen Wassereimer und goß den ganzen Inhalt desselben über ihn aus.

Das kalte Bad verfehlte seine Wirkung nicht; er sprang auf, rieb seine Augen und schaute ganz verblüfft um sich herum.

Sebastian ergriff ihn an der Schulter, schleuderte ihn ohne viel Complimente gegen die Schiffswand und sprach zornig: „Man sollte Dich taugenichtsigen Buben unter dem Kiel durchholen, denn durch Deine Völlerei und Unvorsichtigkeit hättest Du beinahe die ganze Ladung zu Grunde gerichtet."

Der Einäugige wollte sich die Prügel nicht gefallen lassen. Da aber ging dem Sebastian die Geduld aus. Er nahm ein Tau und schmierte ihn derart aus, daß er glaubte, die Engel im Himmel tanzen zu sehen.

XI. Kapitel.

Wofür die Hiebe waren. — Eine dünne Stimme. — Der Baron erzählt, was sich zugetragen. — Mariechen rettet Maats das Leben. — Im Kielraume. — Schlimme Pläne. — Das Gastmahl.

Kapitain Van der Meulen hatte im Traume die ungewöhnliche Bewegung auf der Helvetia, ohne zu erwachen, zu einem Schiffbruche ausgesponnen. Ihm träumte, daß er auf einer schwachen Planke daherschwämme und von den empörten Wellen bald zum Himmel erhoben, bald in die tiefsten Wasserschluchten geschleudert werde. Da drang der dichte Qualm auch in seine Cajüte und würgte ihm so lange im Halse, bis er erwachte. Das heisere Gebrüll Maats' und das Lachen aus vielen Kehlen drang in seine Ohren. Da er sich nicht vorstellen konnte, was dieser nächtliche Lärm zu bedeuten hatte, so warf er schnell einen Schlafrock über und eilte nach dem Hinterdecke. Hier bildeten die sämmtlichen Matrosen einen weiten Kreis, innerhalb dessen sich zwei Männer befanden, nämlich Maats und Sebastian. Der Letztere hatte ein dickes Stück Tau in der Hand, womit so eben Maats gründlich bearbeitet worden war. Die Betrunkenheit war verschwunden. Der vollständig nüchtern gewordene Maats brüllte wie ein wildes Thier. Wenn Sebastian das Tau einen Augenblick sinken ließ, dann kam Maats mit geballten Fäusten auf ihn zu, um seine ohnmächtige Wuth zu kühlen.

Sebastian, dessen Langmuth sonst selten erschöpft wurde, war diesmal in einen gerechten Zorn gerathen. Seinen muskulösen Arm ausstreckend, ergriff er den Einäugigen, schwenkte ihn gleich einer Puppe im Kreise herum, ließ sein Seil niederfallen und rief: „Dieser Hieb ist für das Besaufen, dieser für die Brandstiftung, dieser dafür, daß Du meiner Frau und meinem Kinde absichtlich Angst bereitest, dieser dafür, daß Du hinter dem Rücken des Kapitains allerlei unziemliche Dinge über ihn sprichst und dieses halbe Dutzend dafür, daß Du durch und durch ein rother Spitzbube bist. So, Männchen, wenn Du nun noch nicht zufrieden bist, so schleudere ich Dich über drei Schiffe hinweg, daß Du im Hafen von Lissabon ersäufst."

„Gieb einmal das Tau her," rief eine dünne Stimme; „es ist noch etwas vergessen!" Die Matrosen wandten sich um und erblickten den kleinen Baron Van Diest, welcher in Unterhosen und Nachtmütze eine sehr spaßhafte Figur machte. Er nahm das Tau aus Sebastians Händen, that einen kräftigen Anlauf und ließ es auf Maats' zappelnde Beine niederfallen, indem er ausrief: „Und das ist dafür, daß Du mich einen Knirps genannt hast. Warte nur, Du betrunkener Lümmel! Ich und mein Freund Kemper werden Dich schon Mores lehren."

Die Anstrengungen des winzigen Kerlchens, sein Zorn und seine Bewegungen hatten etwas so außerordentlich Komisches, daß die ganze Bemannung in lautes Lachen ausbrach.

Van der Meulen schob jetzt den Kreis aus einander, trat zu Sebastian und fragte in strengem Tone: „Was giebt's hier? Ich denke, daß ich es bin, der auf der Helvetia die Subordination aufrecht zu erhalten hat."

Kemper senkte den Kopf und schwieg, denn er fühlte, daß er sich vergangen hatte; auch die übrige Mannschaft verhielt sich ruhig. Einige aber lächelten schadenfroh in sich hinein und dachten, nun werde endlich auch einmal die Reihe an den Günstling kommen.

Da stellte sich Van Diest auf die Zehen und sprach mit einem Pathos, als wenn er einen König auf der Bühne darstellen wolle: „Recht ist dem Hallunken geschehen, Kapitain, Recht, entschiedenes Recht, und wenn Kemper und ich Dir einen Augenblick in's Handwerk gegriffen haben, so ist es nur geschehen, weil eine augenblickliche Züchtigung durchaus nothwendig war. Wir wollen übrigens gern dafür brummen."

„Nun, komm einmal heraus mit der Sache!" rief Van der Meulen ungeduldig.

„Der Teufel soll da ruhig bleiben," sprach Van Diest. „Dieser Taugenichts ist nur zur Qual der Uebrigen hier; alle Tage zettelt er irgend eine Teufelei an und lacht sich in's Fäustchen, wenn er ein Unheil angestiftet hat. Gestern Abend kam er betrunken, wie ein Schwein, an den Hafen und stürzte vom Gangbrett in's Wasser. Sebastian rettete ihm mit eigener Gefahr das Leben, brachte ihn in seine Cajüte und übernahm die Nachtwache für ihn. Der Strolch schimpft und flucht und zündet eine Kerze an, um noch eine Pfeife Tabak zu rauchen. Ich verbot es ihm und blies die Kerze aus, aber der Schlingel hat sie wahrscheinlich wieder angezündet, sich in seinem viehischen Rausche zum Schlaf niedergelegt und die brennende Kerze aus Unvorsichtigkeit in's Bette gezogen. So wird's gewesen sein; anders ist es nicht denkbar. Kemper, der für den Säufer die Wache übernommen, hört bei der Ablösung das Knistern, sieht nach und findet den einäugigen Taugenichts in den Flammen. Er stürzt sich mit Lebensgefahr hinein, rettet dem schlechten Kerl zum zweiten Male das Leben und löscht dann durch seine Umsicht das Feuer. Ohne ihn wären wir Alle zu Pulver verbrannt. Als die Gefahr vorüber war, denkt der Kemper, es sei doch gut, den Schlingel zu Verstand zu bringen, damit er sieht, was für ein Unglück er angerichtet hat, und er gießt ihm einen Eimer kaltes Wasser über den Leib. Das war für eine zweimalige Lebensrettung doch nicht

zu viel; aber der Strolch will sich das nicht gefallen lassen. Da hat er ihn denn zerbläut. Leider zu wenig, denn nach meiner Ansicht müßte der Kerl erst unter dem Kiele durchgeholt und dann am Hauptmaste aufgeknüpft werden."

Der Kapitain stieg in die Coje hinab und schauderte bei dem Anblicke; denn ohne die rasche Hülfe — darin hatte der Baron, der die Stelle eines zweiten Maates vertrat, Recht — wäre die Helvetia rein ausgebrannt. Es befanden sich nämlich nicht allein sehr brennbare Stoffe, sondern auch eine bedeutende Quantität Pulver an Bord.

Zornig kam Van der Meulen wieder an Deck. „Schurke," rief er dem Einäugigen entgegen; „wir sind nur wie durch ein Wunder dem Verderben entgangen. Du verdientest wahrlich aufgehangen zu werden, und ich denke, daß wir dieses Urtheil noch vor dem Grauen des Tages vollziehen. Jungens, ergreift den Brandstifter!"

Sogleich saßen ihm ein Dutzend Fäuste im Nacken und schleppten ihn unter den Hauptmast.

Mariechen, Agnes und Meiken hatten bisher ängstlich hinter einigen Wassertonnen gestanden. Als aber das Kind hörte, daß an Maats ein Todesurtheil vollzogen werden sollte, sprang sie aus ihrem Verstecke hervor, ergriff die Hand des zornesbleichen Van der Meulen und sprach in ihrem sanften, zu Herzen gehenden Tone: „Oncle Kapitain, Du sollst dem Maats das Leben schenken!"

„Dem Maats das Leben schenken?" fragte er verwundert. „Hat ein Mensch, der das unsrige in so große Gefahr brachte, nicht den Tod verdient?"

„Es war nur eine Unvorsichtigkeit, Oncle Kapitain, und dann war er ja auch seiner Sinne nicht mächtig."

„Aber was für eine Unvorsichtigkeit, Mariechen! Sie hätte uns Allen und ihm mit das Leben gekostet!"

„Gott hat unsern Tod abgewandt, Oncle; Du

siehst also, daß er keinen Gefallen am Untergange des Menschen hat."

„Ach, an diesem Strolche ist ja nichts verloren!"

„Doch, Oncle Kapitain. Er ist der böseste Mensch auf dem Schiffe."

„So ist es, und darum wollen wir ihm die Schlinge um den Hals ziehen."

„Nein, nein! Gerade darum muß er leben!"

„Das verstehe ich nicht, Mariechen!"

„O, es ist doch so leicht zu verstehen. Wenn er jetzt stirbt, dann geht er mit vielen Sünden aus der Welt und kommt in die Hölle. Wenn wir ihn aber leben lassen, bis er sich bekehrt hat, dann —"

Der Kapitain ergriff die Hand des Mädchens, schüttelte sie heftig und sprach gerührt: „Du bist der Schutzgeist aller Bösen! Mir wäre das nicht eingefallen, sondern ich hätte gedacht, wir bereiteten dem Teufel ein Freudenfest. Also, er soll nicht sterben! das verdankt er Deiner Fürbitte! Aber was fangen wir nun mit ihm an? Eine Strafe muß er doch haben, sonst fängt er künftig wieder solche Streiche an; denn das Böse macht ihm Vergnügen. Nun, vorläufig mag er sechs und dreißig Stunden ohne Essen und Trinken in den Kielraum wandern."

Dieses Urtheil dünkte selbst seinen Freunden zu milde; denn sie waren ja auch in der Gefahr gewesen, zu verbrennen. Mit rauhen Fäusten ergriffen sie ihn, schleppten ihn hinab und schlossen über seinem Kopfe die Luken. Mariechen aber ergriff die Hand des Kapitains, bedeckte sie mit Küssen und sprach: „Sieh, Oncle Kapitain, heute hast Du wieder ein gutes Werk gethan, welches der liebe Gott in sein großes Buch schreibt. Es kommt Dir einmal sicher zu Gute."

Van der Meulen kratzte sich am Kopfe und sprach leise für sich: „Wenn nur das schreckliche Saldo von den Vorjahren nicht wäre! Ich fürchte, ich lebe nicht lange genug, um die Rechnung auszugleichen!"

Wir haben schon gesagt, daß der Aufenthalt im

Kielraume wegen der vielen Ratten ein schrecklicher war. Maats hätte lieber noch einmal eine Tracht Prügel ausgehalten; aber er war nun einmal da unten und mußte sich in das Unvermeidliche fügen. Schon in den ersten fünf Minuten lag er mit den mordlustigen Ratten im Kampfe. Zwar zerstreute er sie, aber sie erneuerten unaufhörlich ihre Angriffe und ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Wenn er einen Augenblick von ihnen frei war, verfiel er in ein rachsüchtiges Brüten und Sinnen. Bisher hatte er noch einige Freunde gehabt, und diese hatten sich seinen Wein gefallen lassen und hinter dem Glase in seine Pläne eingestimmt, aber wo waren sie geblieben, als er sich unter den Händen Kemper's befand? Sie hatten nicht einen Finger für ihn aufgehoben, sondern gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht. Daß Sebastian ihm zweimal das Leben gerettet, das brachte er nicht allein nicht in Anschlag, sondern es ärgerte ihn sogar noch; denn er meinte, zum Tode wäre es so wie so nicht gekommen. Und nun gar der kleine Backfisch, der für ihn gebeten und ihn zu gleicher Zeit noch durch ihre Aeußerungen beleidigt hatte. Nein, es war nicht auszuhalten, daß er diesen Menschen, die er so gründlich haßte, noch etwas verdanken sollte. Nach seiner Meinung hätten seine Freunde Rebellion anfangen, den Kapitain und die Betbrüder zusammenschmettern und selbst das Schiff und seine Leitung übernehmen müssen. Von all' dem war nichts geschehen, und deßhalb dehnte er seinen Haß auch auf sie aus. Es war nun kein Mensch mehr an Bord, den er nicht mit kaltem Blute ermordet hätte, wenn es in seiner Macht gelegen.

Die Ratten rissen ihn wieder aus seinem Brüten heraus, und er mußte mehrere der ekelhaften Geschöpfe erwürgen, um sie der geschwänzten Armee als Speise hinzuwerfen. Die Nacht kam; die Augen fielen ihm zu, aber kaum merkten seine Peiniger, daß er nicht auf seiner Hut war, so stürzten sie wieder über ihn her. Das rothe Haar sträubte sich noch mehr auf

seinem Kopfe und der Schweiß troff ihm in Strömen vom Gesichte herab. Die ganze Nacht konnte er kein Auge schließen.

Statt in sich zu gehen und sich vorzunehmen, ein besseres Leben anzufangen, ballte er die Fäuste und schwor, an all' seinen Feinden Rache zu nehmen, wo möglich, sie alle in's Meer zu versenken. Wie das zu machen sei, darüber wollte er jetzt nachdenken, aber die schrecklichen Ratten ließen ihm keine Ruhe. Je mehr er aber von ihnen gepeinigt, je strenger der Hunger und der Durst wurde, desto heller loderte seine Rache.

Endlich waren die sechsunddreißig Stunden um, und er wurde aus dem Kielraume an das Tageslicht gezogen. Mit Gier fiel er über den Zwieback her, der ihm gegeben wurde, und er trank so unmäßig dazu, daß Boßweiler meinte, er sei dem Wasser, dem Feuer und den Ratten nur entgangen, um sich todt zu fressen und zu saufen.

Maats führte von diesem Tage an ein abgesondertes Leben. Die Befehle seiner Vorgesetzten erfüllte er nur mit Murren und Widerwillen. Wenn er die unausbleiblichen Strafen nicht gefürchtet hätte, würde er allerdings auch das nicht gethan haben. Mit Niemanden verkehrte er, und wenn ihm einer von seinen Kameraden eine Frage stellte, so gab er sich den Anschein, als habe er sie nicht gehört. Eine Antwort aber erhielt Niemand. Seiner Sauertöpfigkeit müde, ließ man ihn laufen und bekümmerte sich nicht mehr um ihn.

Wenn er seine Arbeit gethan hatte, lag er stundenlang in seiner Coje, murmelte unverständliche Worte und brütete vor sich hin. Mitunter brachte er auch ganze Nächte auf dem Deck zu und starrte in den sternenbesäten Himmel; aber die herrlichen Werke Gottes machten keinen Eindruck auf ihn. Sie erschienen ihm vielmehr wie tausend Augen, die ihn mehr und mehr zur Rache entflammten.

„Wartet," murmelte er dann; „die Stunde ist nicht mehr fern, wo ich Euch heimzahle, was Ihr an mir gethan. Ihr sollt den Maats auch kennen lernen!"

Eines Tages saß Mariechen in der Kapitains-cajüte und blätterte in den großen Kupferwerken, welche die Pflanzen, Thiere und Menschen Afrika's vorstellten. Da trat Van der Meulen, welcher wieder frisch und gesund geworden war und sich zufriedener und glücklicher als jemals fühlte, zu ihr, legte seine Hand auf ihre Schulter und sprach: „Noch drei Tage, mein Kind, dann landen wir am Cap, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen; dann sollst Du Alles das in Wirklichkeit sehen, was da auf den Bildern steht."

„Also wir kommen bald an's Land und diese langweilige Fahrt hat ein Ende?"

„In drei Tagen, mein Kind. Und Du sollst dann eine kleine Reise in's Innere mit mir machen und zur Belohnung Kaffern und Hottentotten sehen."

Das Mädchen klatschte in die Hände, lief zur Mutter, zu Meiken und dem Vater, und erzählte Jedem, daß sie nun bald Land haben würden. Diese Nachricht verbreitete sich auch unter den Matrosen, welche alle sehr freudig gestimmt wurden und auf dem Decke hin- und herliefen.

„Jubelt und frohlockt nur nicht zu früh," murmelte Maats; „die Freude könnte Euch arg versalzen werden."

Der Kapitain war in einer so angenehmen Stimmung, daß er die Leute auf den Abend zu einem gemeinsamen Schmaus einlud. Auf seinen Befehl wurden die Wasserfässer in einer langen Reihe über das Deck gestellt und auf diese Bretter gelegt, welche von dem Zimmermanne an den Enden durchbohrt und durch die Löcher mit Tauen festgebunden wurden. Als er fertig war, schleuderte er dem Maats den großen Bohrer zu und befahl, ihn hinabzutragen.

Agnes und Meiken mußten ein reiches Mahl bereiten, und der Kapitain gab Wein und Genever in

hinreichender Menge. Lustiger als heute war wohl selten ein Fest auf der Helvetia vor sich gegangen. Alle lachten und scherzten, kein Mißton störte das Mahl. Nur Maats nahm keinen Theil an demselben, und das war Allen recht angenehm; denn seine sauertöpfischen Mienen hätten ihnen nur den Spaß verdorben.

Der Abend war so warm, daß es den Matrosen in den dumpfen Cajüten zu schwül wurde; sie streckten sich daher nach dem Mahle auf dem Deck nieder, wo sie eben ein Plätzchen finden konnten. Nur die Wachen gingen auf und nieder; aber auch ihnen wurde es schwer, die Augen offen zu halten. Boßweiler und Sebastian, welche die erste Nachtwache hatten, thaten nichtsdestoweniger ihre Pflicht und ermahnten auch ihre Nachfolger dazu. Diese standen eine Weile auf dem Hinterdeck und schauten schläfrig über die Fluth. „Schau,“ sagte der Eine, „da haben wir doch vergessen, das kleine Boot wieder aufzuwinden; es hängt noch immer hinter dem Schiffe.“

„Was soll's?“ entgegnete der Andere; „die See geht so ruhig, daß ihm kein Schaden geschehen kann. Weißt Du was, ich ducke mich ein wenig; denn der Schlaf liegt mir wie Blei in den Gliedern.“

„Ich auch,“ sprach sein Kamerad. „Wozu bei so ruhigem Wasser das Wachen? Ein Schlaf bekommt uns besser.“

Sie legten sich nieder und waren bald eingeschlafen.

XII. Kapitel.

Die Todesbrunnen. — Die Zunderleitung. — Die Wachen schlafen. — Maats verläßt das Schiff. — Gratulation zu Feuer und Wasser. — Das Kluckſen im Schiffe. — Der Kapitain wird geweckt. — Alle Mann auf Deck. — Ein Brandgeruch. — Ein schrecklich schönes Schauspiel. — Die Helvetia fliegt in die Luft. — Van der Meulen wird wieder krank.

Als Maats den großen Bohrer aus den Händen des Zimmermanns genommen hatte, jubelte es in seinem Herzen auf. „Endlich ist die Stunde der Rache gekommen," murmelte er. „Komm, du geliebtes Instrument! Mit dir will ich sie Alle in den Abgrund befördern; Keiner von ihnen soll am Leben bleiben."

Mit teuflischem Grinsen begab er sich in seine Coje, zündete ein Licht an und stieg in den Kielraum hinab. Als er die Fallthüre, welche hineinführte, aufhob, sprangen ein paar riesige Exemplare mit ellenlangen Schwänzen über seinen Arm herauf und suchten die Freiheit. Die widrigen Geschöpfe scheuchten ihn für einen Augenblick zurück; aber bald trat er wieder vor und lispelte: „Habe ich einst einen Tag und zwei Nächte hier ausgehalten, so werde ich's auch ein paar Stunden können!"

Wieder riß er die Klappe auf und stieg ganz hinab. Das Licht war den Ratten etwas Ungewohntes; darum hielten sie mit ihren Sprüngen ein und betrachteten neugierig den Maats, welcher sich in dem am Boden gesammelten Wasser niederkauerte und den Bohrer in die Schiffswand stieß. Es war ein vortreffliches Instrument und erst kürzlich geschliffen; deßhalb drang es auch rasch in den Planken weiter. Maats bohrte, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Die Ratten sahen zu und wußten nicht, was sein Bohren zu bedeuten hatte. Als es ihnen aber zu lange dauerte, da kamen sie näher auf ihn zu und entblödeten sich nicht, ihn im hellen Kerzenlichte an-

fressen zu wollen. Er schlug ein halbes Dutzend mit dem Bohrer todt und schleuderte sie in die Menge. Mit Pfeifen und Winseln fielen die Lebenden über die Todten her und verzehrten sie bis auf die Knochen. Maats bohrte indessen weiter, und es dauerte nicht lange mehr, so war die Schiffswand durchlöchert und das Wasser drang ein. Er stopfte das Loch mit Werg zu, lachte boshaft und begann ein neues Loch zu bohren. Während der Arbeit mußte er den Ratten noch einmal eine Schlacht liefern; dann aber wurde das zweite Loch fertig.

Zwei Stunden mochte er im Kielraume zugebracht haben, als sechs Löcher fertig waren. Mit grinsendem Hohnlachen betrachtete er dieselben und murmelte mit zusammengepreßten Lippen: „Das sind die Augen des Todes, welcher aus seinen nassen Höhlen in die Helvetia hineinstarrt. Die da oben ahnen nicht, wie nahe ihnen der knöcherne Gesell ist; aber er wird sie bald in seine Arme schließen und erdrücken! Dann gute Nacht Kapitain, gute Nacht all ihr Mucker und Scheinheilige! Der Maats hat Euch soeben Euer Grab gegraben! Schade, daß er nicht auf demselben tanzen und Euch die Lamentationen singen kann."

Er zog einen der Pfropfen heraus. Mit Ungestüm drang das Wasser herein und quoll wie ein kleines Brünnlein nieder. Auch die andern Löcher machte er auf und freute sich, daß sie alle so hübsch liefen.

„Nun fließt nur, ihr Todesbrunnen;" schmunzelte er; „ich aber werde mich jetzt in Sicherheit begeben und mich Eures erbärmlichen Todes freuen."

Als er den Kielraum verließ, vergaß er die Luke zu schließen. Die Ratten mochten das für eine Ermunterung zur Aufsuchung ihrer Freiheit betrachten, denn einige huschten hinter ihm her und waren noch vor ihm die Treppe herauf. Als er wieder in seine Coje zurückgekommen war, ging ihm ein neuer teuflischer Gedanke durch den Kopf. „Es wäre noch immer möglich, daß sie das Wasser mit den Pumpen bewältigten,"

sagte er; „wenn ich aber zu dem Wasser noch das Feuer füge, dann ist jede Rettung unmöglich."

In seiner Kiste hatte er große Lappen Zunder. Er nahm das größte Stück desselben und hielt es an das Licht. Sogleich fing es Feuer und kohlte langsam weiter. Er riß den Zunder in lange Streifen faltete dieselben zwischen Papier und legte das nichtangebrannte Ende unter einen Haufen Schiffswerg. „So, nun kannst du langsam kohlen," murmelte er; „ich behalte hinlänglich Zeit, mich in Sicherheit zu bringen, ehe die Gluth nach Oben dringt."

Nachdem er dieses zweite Bubenstück verrichtet hatte, schlich er sich leise auf Deck und spähte mit seinem einen Auge aufmerksam umher, wo sich die Wachen befänden, damit er unbemerkt an denselben vorüberkriechen könne. Zu seiner Verwunderung bemerkte er Niemanden. Auf Hand und Fuß immer weiter kriechend gelangte er auf das Hinterdeck. Dort lagen die Wachen ausgestreckt und schnarchten, wie die Bären.

„Diese Einfaltspinsel," lispelte er. „Wenn sie nicht auf der Bärenhaut lägen, sondern ihre Pflicht thäten, so könnten sie ihr Leben retten; jetzt sind sie Alle mit einander verloren. Mir aber bleibt noch Zeit, mich mit Mundvorrath zu versehen."

Wie eine Katze schlich er zur Küche und öffnete die Thüre mit einem Schlüssel, den er sich schon lange zu diesem Zwecke verschafft hatte. Auf einem Gesimse standen Braten und andere bereits zubereitete Fleischspeisen. Er raffte Alles zusammen, was er finden konnte und steckte es in einen mitgebrachten Sack. Nun wandelte ihn die Lust an, zu guter Letzt noch Meiken Klaas sein Messer in die Brust zu stoßen. Schon hatte er die Hand auf der Thürklinke, aber er besann sich. „Nein, sie könnte aufwachen und Lärm schlagen; dann würde mein ganzes Project zu Wasser. Wozu sollte ich auch dem Feuer und dem Meere vorgreifen? Sie kann dem doppelten Elemente ja doch nicht entgehen."

Er verließ die Küche wieder, begab sich nach der Mitte des Schiffes, befestigte ein Tau am Geländer, ließ sich an demselben auf das Wasser hinab und schwamm mit möglichst wenig Geräusch dem Kahne zu, den er bald erreichte. Ehe er das Tau losmachte, kam ihm ein teuflischer Gedanke. „Sie sollen doch wissen," murmelte er zwischen den zusammengekniffenen Lippen, „wer ihnen den Tod gebracht; sollen zu ihrem Schrecken erfahren, daß es der einäugige Maats ist, den sie in den Kielraum gesperrt haben und den sie an den Mast aufhängen wollten."

Ein Stück Papier aus der Tasche nehmend, schrieb er mit großen Buchstaben darauf: „Ich gratulire zu Feuer und Wasser! Rache für den Kielraum. Maats."

Dieses Stück Papier band er an das Tau, welches das Boot hielt, dann schnitt er dasselbe unterhalb des Papieres durch, ergriff die Ruder und machte sich aus dem Staube. Das befriedigte Rachegefühl kitzelte sein Herz so angenehm, daß er nicht aus einem stillen Lächeln herauskam. „Alle versaufen und verbrennen! Der Kapitain, der kleine Baron, Boßweiler, Kemper, sein feines Töchterchen, seine fromme Frau, die Schiffsmutter, Meiken und die Matrosen, Mann für Mann. Welche Freude, welche Lust!"

Durch die sechs Löcher im Kielraume drang unaufhaltsam das Wasser und stieg allmählich von Rippe zu Rippe. Die Bewohner dieses dunkeln Raumes waren daran gewöhnt, Wasser in diesem spitzzulaufenden Raume zu sehen, aber als sie es immer höher steigen sahen, so daß sie gezwungen waren, ihre gewöhnlichen Rennpfade zu verlassen, da merkten sie, daß es unten nicht mehr geheuer sei, und die Eine nach der andern huschte zur Klappe hinaus und suchte sich in den Waarenräumen ein Plätzchen, wo es Fett, Mehl und Fleisch genug gab. Sie dachten aber eben so wenig, wie die Menschen daran, daß ihre Stunden gezählt waren. Der von Maats gelegte

Zunder kohlte, weil er in Papier geschlagen war, nur langsam weiter; außerdem hatte er auch noch einen ziemlich langen Weg zurückzulegen, ehe der Funke bei dem Zündstoffe ankommen konnte. Auf diese Weise hatte Maats volle Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, ehe die beiden Katastrophen losbrachen.

War es Zufall, war es eine Fügung Gottes? Mariechen wurde plötzlich wach und konnte nicht wieder einschlafen. Da glaubte sie zuweilen unter sich ein Klucksen zu vernehmen, ähnlich dem Geräusche, welches im Halse der Flasche entsteht, wenn man einschenkt.

Sie schenkte indessen diesem Geräusche nicht viel Aufmerksamkeit; denn sie war ja rings umher von Wasser umgeben; da lag also ein solches Klucksen wohl auf der Hand.

Sie mußte indessen doch immer wieder lauschen, und nun unterschied sie ganz deutlich, daß das Geräusch nicht von Außen herrührte, sondern wirklich unter ihren Füßen entstand. Um sich ganz fest zu überzeugen, stand sie aus dem Bette auf und legte das Ohr auf den Fußboden der Cajüte. Es unterlag nun keinem Zweifel mehr, daß sich das Wasser direct unter dem Fußboden hin- und herbewegte. Ohne die Ursache und die Gefahr zu kennen, wurde sie doch sehr unruhig und rief: „Vater, höre einmal, was das Wasser anfängt!" Sebastian horchte und sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette. „Mach' keinen Lärm," sagte er, „und wecke Deine Mutter nicht. Ich muß den Augenblick zum Kapitain gehen und ihn bitten, daß er die Sache untersucht."

Sebastian wußte recht gut, was das Geräusch zu bedeuten hatte, aber er hielt die Gefahr nicht für ernstlich. Der Kapitain pflegte die Thüre seiner Cajüte nicht zu verriegeln, damit die Leute im Nothfalle rasch an sein Bett kommen konnten. Er trat also an sein Lager, rüttelte ihn und sprach: „Herr Kapitain, ich fürchte, wir haben einen Leck!"

Van der Meulen sprang auf und lächelte. „Unmöglich," sagte er; „von Amsterdam bis hier, haben wir noch kein rauhes Lüftchen gehabt; geschweige, daß wir auf einen Felsen aufgefahren wären. Wo sollte der Leck herkommen? Die Helvetia ist ein Schiff, welches dem stärksten Sturme Widerstand leistet; um so mehr einem Wetter, in welchem ja kaum ein Glasfaden zerbrechen würde."

Er ging aber doch mit hinaus und horchte. „Wahrhaftig!" gab er zur Antwort; „es schlingert da unten so; aber ich begreife es nicht." Seiner frühern Gewohnheit folgend stieß er jetzt einen lauten Fluch aus, denn er sah den Steuermann und die Wachen schlafen.

„Das erklärt freilich Alles!" rief er, „aber ich habe doch keinen Stoß vernommen, und ein Leck in den Holzpanzer der Helvetia hätte doch nur durch einen gewaltigen Stoß erfolgen können. Sehen wir nach! Vielleicht ist das Uebel nicht so groß, wie es sich oben anhört!"

Sie stiegen zusammen die Schiffstreppe hinab, mußten aber bald wieder umkehren; denn die Helvetia hatte bereits sechs Fuß Wasser. Nun war keinen Augenblick mehr zu säumen; die Mannschaft mußte sofort an die Pumpen. Mit Donnerstimme rief er: „Alle Mann auf Deck!"

Die Matrosen hatten am Abende etwas schwer geladen und bedurften nun einiger Zeit, bis sie sich ermunterten. Sobald sie aber vernommen hatten, um was es sich handelte, da arbeiteten sie an den Pumpen, daß ihnen das Blut unter den Fingern hervorquoll.

„Warum arbeitet Maats nicht? Wo ist Maats?" rief Van der Meulen zornig, und da er sich auf sein Rufen nicht einfand, so schickte er Jemanden hinab, um nach ihm zu sehen. Dieser kam mit der Botschaft zurück, daß er nicht zu finden sei.

„Herr Kapitain," rief Boßweiler plötzlich, „riechen

Sie nichts." Van der Meulen schüttelte anfangs mit dem Kopfe, aber jetzt drang ein Brandgeruch in seine Nase. Sein Gesicht wurde todtenfahl und er eilte die Treppe hinab, um nachzusehen, woher der Brandgeruch komme. Er sollte sich bald davon überzeugen; ein Haufen Werg stand in lichten Flammen und theilte das Feuer den andern dort aufgehäuften, feuergefährlichen Gegenständen mit.

Rasch gab er den Befehl, daß die Hälfte der Mannschaft herabkomme, um den Brand zu löschen. Sie kamen, aber das Feuer war bereits nicht mehr zu bewältigen, weil es sich mit riesiger Schnelligkeit fortpflanzte.

„Zwei Elemente auf einmal gegen uns," seufzte er aus gepreßter Brust; „da bleibt uns nichts Anderes übrig, als zu fliehen. Wir haben vier Boote; beladet zwei mit Lebensmitteln. Die beiden andern reichen hin, die Menschen zu tragen."

Während dieses vorging, lagen die drei Frauenspersonen auf den Knieen und flehten den Himmel um Rettung aus dieser schrecklichen Gefahr an. Ohne die lobenswerthe Kaltblütigkeit des Kapitains würden sie wahrscheinlich jammernd und schreiend umhergelaufen sein und die Mannschaft gehindert haben; seine Ruhe aber flößte ihnen die Hoffnung ein, daß sie wenigstens das Leben behalten würden. Und das war, wie Mariechen sagte, vollkommen genug.

Zur Verwunderung des Kapitains fanden sich statt der drei Boote nur zwei. Man dachte, das eine, welches nachgeschleppt worden war, sei in der Nacht von seinem Tau losgeworden und weggetrieben. Als aber nun die Sonne heraufstieg und man den Zettel fand, da war es keine Frage mehr, daß der böse Mensch sie Alle hatte in den Tod führen wollen.

Mit Ruhe und Umsicht brachte man in die Boote, was man am nothwendigsten bedurfte; dann ertheilte Van der Meulen Befehl, daß zuerst Mariechen, ihre Mutter und Meiken in eines der Boote stiegen. Ihnen

folgte die Bemannung; er selbst aber konnte sich nur schwer von dem stolzen Schiffe trennen und blieb so lange, bis es ganz von Flammen eingehüllt wurde.

Traurig seiner geliebten Helvetia Lebewohl sagend, kam er nun ebenfalls in das Boot und befahl, daß eine weite Strecke hinweggerudert werde, weil sich viel Pulver an Bord befände. Als sie so weit fort waren, daß man die stattfindende Explosion nicht mehr zu fürchten brauchte, ließ er stille halten. Die Flammen hatten jetzt schon so viele Fortschritte gemacht, daß der ganze Rumpf wie ein großer Feuerballen aussah; auch standen die Maste und Segel in lichter Gluth, und so bot die Helvetia ein schrecklich schönes Schauspiel dar. Lange schauten der Kapitain und die Mannschaft dorthin. Dem Manne, der so viele Jahr kein edleres Gefühl mehr gekannt hatte, standen jetzt Thränen in den Augen; denn es war ihm, als wenn er für immer von einem Freunde scheiden müßte.

Jetzt stieg eine ungeheure Flammengarbe in die Höhe, ein furchtbarer Knall erfolgte und die Helvetia flog, in viele Stücke zertheilt und zersplittert in die Luft. Es war ein Glück, daß sie sich zeitig entfernt hatten, sonst wären sie unter diesem Regen von brennenden Balken, Planken, Segeln, Pfosten und Waarenballen begraben worden.

Die Trümmer sanken zischend in die See, das Schiff hatte aufgehört zu bestehen. Glücklicher Weise hatte Van der Meulen einen Compaß mitgenommen, und war nun im Stande, die Richtung, welche sie einhalten mußten, um die Capstadt zu erreichen, zu bestimmen. Bei den meisten von der Mannschaft überwog die Freude, das Leben gerettet zu haben, das Leid um die verlorne Habe.

In der Zeit, welche der Kapitain vorausgesagt hatte, kamen sie in der Capstadt an, und sie hatten das Glück, dort ein Schiff zu finden, welches directen Weges nach Holland ging. Ueber diesen glücklichen Zufall herrschte natürlich große Freude; nur der Kapi-

S. 120.



Herchenbach, Schmuggler und Seefahrer.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.



tain ließ den Kopf hängen und erklärte, daß er leider, von der schönen Gelegenheit keinen Gebrauch machen könne. Seine kaum wieder hergestellte Gesundheit hatte nämlich durch den Brand der Helvetia einen solchen Stoß bekommen, daß er einen baldigen Rückfall voraussah.

„Dann bleibe ich auch in Afrika," sagte Mariechen, „denn ich darf den Oncle Kapitain nicht ohne Pflege lassen."

Diese Worte thaten Van der Meulen so wohl, daß er auch Sebastian, Agnes und Meiken Klaas bat, bei ihm zu bleiben. „Ich fürchte mich wirklich allein," sagte er, „und ich möchte das Kind, dessen Nähe meiner Seele so wohl thut, gerne an meinem Krankenlager haben. Fürchtet nicht, daß es uns an irgend etwas fehlen würde; denn erstlich muß der Gouverneur für alle unsere Bedürfnisse sorgen und zweitens habe ich noch Geld genug hier ausstehen. Schlagt also ein!"

Sebastian Kemper that es gerne; denn sein Gedanke war es ja schon früher gewesen, sich irgendwo in der Ferne niederzulassen und ein neues Hauswesen zu gründen. Der Meiken Klaas aber blieb keine andere Wahl; sie wäre ja sonst wieder eben so hülflos gewesen, wie früher.

In der Capstadt selbst wollte der Kapitain nicht wohnen, weil es ihm zu unruhig daselbst war. Vor derselben aber lag eine hübsche Villa, welche augenblicklich leer stand, weil sich der Eigenthümer auf einer Reise nach Europa befand. Diese bezogen sie, und der Kapitain hatte sich kaum nothdürftig eingerichtet, als er in der That in seine alte Krankheit zurückfiel.

XIII. Kapitel.

Der Neger Sam. — Ein Damaradorf. — Sebastian sucht nach Maats. — Wilde Bestien. — Warum die Weißen das Gold so sehr lieben. — Das Goldfieber. — Heimfahrt. — Marie hat den Maats gesehen. — Stahl und Stein. — Ein Fremder im Garten. — Der Hinnerick ist wieder da.

Die Krankheit des Kapitains hielt ihn ab, Nachforschungen nach dem abscheulichen Maats anzustellen; aber er war fest überzeugt, daß er sich noch in der Gegend befand; denn es war während ihrer Anwesenheit am Cap nur ein einziges Schiff von hier abgesegelt. Agnes und Mariechen pflegten Van der Meulen, Meiken Klaas sorgte für das Hauswesen; für Sebastian aber blieb nichts zu thun übrig. Da er also sehr viel müßige Zeit hatte, so schweifte er viel im Lande umher; aber zu den wilden Stämmen getraute er sich doch nicht recht; denn er hatte sich erzählen lassen, sie seien allen Weißen feindlich gesinnt und suchten sie zu tödten.

Da geschah es eines Tages, daß dasselbe Schiff, mit welchem die Helvetia im Hafen von Lissabon Seite an Seite gelegen, bei der Capstadt ankam. Der Neger Sam, den er in jener Nacht hatte kennen lernen, war hoch erfreut, ihn wiederzusehen und machte ihm sogleich einen Besuch in der Villa.

„Ich höre, Euer schönes Schiff ist verbrannt?" sagte der Neger.

„Verbrannt, angezündet von jenem Schurken Maats, dem ich zweimal das Leben rettete," antwortete Sebastian.

„Ich habe diesem Menschen immer das Schlimmste zugetraut," sagte Sam; „denn in seinem einen Auge schlief mehr Bosheit, als ich jemals in zweien gesehen. Aber Gott ist gerecht, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß er früh oder spät seine Strafe findet."

„Das glaube ich selbst, Sam; indessen aber sind wir durch seine Bosheit in einem fremden Lande fest-

gehalten und ich besitze nicht die Mittel, mich nach Europa einzuschiffen, wenn uns die Gelegenheit werden sollte."

Aus den weitern Gesprächen mit Sam erfuhr Sebastian, daß dieser auf der Küste und weiter im Lande wohlbekannt sei. Sie kamen deßhalb überein, Ausflüge mit einander zu machen. Mariechen hätte gerne Theil an denselben genommen; aber sie durfte jetzt den kranken Kapitain nicht verlassen. Wie schmerzlich es sie auch berührte, daß ihr Lieblingswunsch nicht in Erfüllung ging, so fügte sie sich doch.

Sam und Sebastian hatten des Glück, Pferde und Waffen aufzutreiben, und machten sich eines Morgens mit Aufgang der Sonne auf den Weg zu den Damara-Negern. Das war eine neue Welt für Sebastian; denn schon nach einigen Tagereisen kamen sie in ein Damaradorf, in welchem die sämmtlichen Bewohner kohlschwarz waren. Da er ihre Feindseligkeiten fürchtete, so schickte er den Neger voran, damit er den Leuten sage, sie kämen in friedlichen Absichten.

Sam hatte große Mühe, sie zu überreden; denn sie sagten, vor Kurzem hätten sie einen Weißen gastfreundlich aufgenommen und ihm Alles gegeben, was ihre Hütten geboten; aber der Mann habe sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubt und sie seien genöthigt gewesen, ihn aus ihren Hütten zu verbannen.

Als sie endlich doch in das Dorf gelassen wurden, ließen die Neger ihr Mißtrauen immer noch nicht fahren; erst, als sie sich von Sebastian's Friedlichkeit überzeugten, nahmen sie ihn in ihre Hütten auf und erzählten, daß der böse Mann, der ihnen so viel Kummer bereitet, einäugig gewesen."

„Das war Maats," antwortete Sebastian. „Wenn ich ihn zu finden wüßte, so würde ich ihn sicherlich zur Strafe ziehen; denn ich weiß sehr wohl, daß er keines Menschen Gastfreundschaft verdient.„ Die Neger erboten sich, ihm zu seinem Fange behülflich zu sein. Morgen schon wollten sie mit ihm aufbrechen und ihm nachstellen.

Am folgenden Morgen wurden eine Anzahl mächtiger Stiere an verschiedene Wagen gespannt, und der Zug nach den Gebirgen setzte sich in Bewegung. Die Einwohner wollten die Gelegenheit zugleich benutzen, um eine Jagd zu veranstalten. Es war dieses eine Jagd der allergefährlichsten Art, denn am Cap und weiter landeinwärts giebt es noch Löwen, Elephanten, Nashorne, Giraffen und andere Riesenthiere in Menge. Wir werden aber weder diese Thiere, noch die Jagd schildern, sondern uns nur mit Sebastian beschäftigen. Auch er schenkte diesen Dingen, die ihm doch ganz neu waren, viel weniger Aufmerksamkeit, als er zu andern Zeiten gethan haben würde; denn ihm lag nur immer der Brandstifter im Kopfe. Ueberall fand er auch seine Spuren, überall denselben Haß gegen ihn; leider aber konnte er seiner selbst nicht habhaft werden.

„Was macht er denn unter Euch?" fragte Sebastian am zweiten Tage einen alten Neger.

„Er sucht Gold, wonach alle Europäer so begierig sind," antwortete der Neger; „aber, weil er Alles mit Gewalt von uns erzwingen wollte, darum haben wir ihm keins gezeigt. Sage mir doch, warum die Weißen so sehr nach dem blinkenden Metall haschen."

„Sie haschen nach demselben," antwortete Sebastian, „weil sie in ihrer Heimath Alles, was sie wünschen, dafür erlangen können. Wenn ich wüßte, wo ich welches fände, so würde ich keine Mühe scheuen, um es zu holen."

„Wenn Du mir Dein Pferd giebst, damit ich nicht immer zu Fuße zu laufen brauche, so will ich Dir einen Ort zeigen, wo Du dessen in großer Menge finden kannst."

Einen solchen Antrag hatte Sebastian im Traume nicht erwartet. Daß er nach einem solchen Unglücke auf der See nun in einem fremden Lande noch zu Vermögen kommen könne, nein, das schien ihm unmöglich. Die Aussicht, wieder in seinen frühern Wohlstand zurück zu gelangen, war aber eine so rosige,

daß er des Schurken vergaß und nur an das Gold dachte.

„Wenn es so viel ist," gab er dem Neger zur Antwort, „daß es den Werth des Pferdes aufwiegt, so will ich Dir dasselbe geben, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß wir gleich nach jenem Orte aufbrechen und daß ich das Pferd noch zum Rücktransporte des Goldes gebrauchen darf."

Damit war der Neger einverstanden, und sie machten sich sogleich auf den Weg. Am dritten Tage kamen sie an ein ausgetrocknetes Fußbett.

„Herr," sagte der Neger, „um diese Jahreszeit bringt der Fluß niemals Wasser von den Gebirgen, und Du kannst ohne Gefahr in dem trockenen Sande arbeiten. Wenn Du Geduld und Ausdauer hast, wird es Dir gelingen, von dem blinkenden Metall so viel zusammenzubringen, daß Du ein Schiff damit befrachten kannst."

Sebastian strahlte vor Wonne, und er wurde mit Sam einig, daß sie zusammen arbeiten und die Ausbeute theilen wollten. Sogleich begannen sie, mit den Händen ein Loch in den Sand zu graben, und sieh, überall lagen zwischen dem Sande kleine Stückchen Gold; einige waren von Erbsengröße, andere aber dicker als Taubeneier. Den ganzen Tag arbeiteten sie unverdrossen weiter, und des Goldes wurde so viel, daß sie ein paar tüchtige Säcke damit füllen konnten. Sebastian überschlug den Werth seines Antheils und kam zu der Ueberzeugung, daß er jetzt schon genug zusammen hatte, um sein einstiges Eigenthum wieder zurück kaufen zu können. Mit der Absicht, am folgenden Tage zurückzukehren, begab er sich zur Capstadt und zeigte dem Kapitain und seiner Frau den mitgebrachten Reichthum.

„Wenn ich Dir einen guten Rath geben soll," sagte Van der Meulen, „so laß es dabei bewenden. Ein mäßiger Wohlstand macht den Menschen glücklich, aber die Ueberfülle regt nur seinen Durst an und er

scheut keine Verbrechen, um sich des Mammons so viel als möglich zu verschaffen. Aus dem Glück wird dann Unglück. Ich kann davon sprechen; denn ich habe es erfahren."

Sebastian war anderer Meinung, und er wollte wenigstens noch ein paar Säcke holen, um daheim aus aller Noth zu sein. Die neue Reise verzögerte sich indessen um einige Tage, weil erst neue Lastthiere angeschafft werden mußten. Als sie endlich aufbrachen, hatte das Pferd des Negers unter den Damara's so viel Aufsehen erregt, daß sie Alle von dem Wunsche beseelt waren, ein so schönes und nützliches Thier zu besitzen, und da sie erfuhren, daß sie von den Weißen für Gold zu haben seien, so liefen sie nach deren Ansiedelungen und führten sie zu dem Flußbette. Sam und Sebastian fanden bei ihrer Ankunft schon das ganze Thal von ihnen überschwemmt, so daß sie nur mit Mühe ein kleines Plätzchen fanden, welches noch nicht in Angriff genommen war; aber auch dieses wurde ihnen mit blanken Messern und geladenen Pistolen streitig gemacht, so daß an diesem Tage ihre Ausbeute kaum die Hälfte betrug.

Das Goldfieber ergriff nach und nach die ganze Bevölkerung, und Mord und Todschlag kamen so an die Tagesordnung, daß Agnes sich bei seiner Rückkehr entschieden widersetzte. Es war indessen vorauszusehen, daß er sich wieder auf die Reise begeben würde, wenn das Land ruhiger würde. Van der Meulen entschloß sich deßhalb, so bald als möglich nach Europa zurückzukehren; und er glaubte dieses um so eher wagen zu dürfen, weil sich sein Gesundheitszustand durch die gute Pflege ganz entschieden gebessert hatte.

Schon bei der ersten Goldreise Sebastian's war ein holländisches Schiff am Cap angekommen, welches seine Ladung bereits gelöscht hatte und nun als Rückfracht getrocknete Ochsenhäute einnahm. Der Kapitain belegte Plätze auf demselben, und ehe die Woche zu Ende ging, steuerten sie der Heimath zu.

Dort angekommen, nahm der Kapitain den Sebastian bei Seite und sprach: „Des Schwimmens auf dem Wasser und des Pressens von Matrosen habe ich herzlich satt. Ich werde deßhalb meinen Abschied nehmen und in der Folge als Privatmann leben; aber ich habe eine Bitte, die Du mir nicht abschlagen darfst. Sieh, seit meiner Jugend habe ich ein wüstes Leben geführt und bin immer weiter von der Bahn des Guten abgedrängt worden. Erst als ich Dein Kind kennen lernte, trat ein Umschwung in mir ein; ihre Unschuld und Reinheit machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mich endlich wieder nach dem Bessern sehnte. Nun sehe ich aber ein, daß mein Leben freudlos dahin gehen wird, wenn ich als alter Junggesell allein zwischen meinen vier Pfählen sitze. Ich glaube, ich hielt' es nicht lange aus, sondern müßte wieder auf die Planken zurück. Darum gieb mir entweder Dein Kind zur Gesellschaft oder laß uns an irgend einem hübschen Orte unsern gemeinschaftlichen Wohnsitz aufschlagen."

Weder Agnes noch Sebastian waren zu bewegen, sich von ihrem Kinde zu trennen; dagegen hatten sie gegen den letztern Vorschlag nichts einzuwenden. Die Wahl fiel auf das Dorf Fliet, von dem wir unsern Lesern schon früher gesprochen haben. Hier erwarben sie zwei dicht neben einander liegende Besitzthümer. Mariechen war bald bei Van der Meulen, bald bei ihren Eltern, und waltete in beiden Häusern wie ein Engel. Aus dem Kinde wurde mit der Zeit eine Jungfrau und aus dem Kapitain ein Greis mit silbernen Locken. Eines Tages, als er im Garten unter einem Baume saß, kam sie herein und rief: „Oncle Kapitain, ich glaube, ich habe den Maats gesehen!"

„Den Maats?" fragte er verwundert; „o ich glaube, Du irrst Dich, Marie; denn es wäre wirklich unklug, wenn er sich auf holländischem Boden sehen ließe. Uebrigens, was liegt an dem Strolch! Wir wollen uns nicht um ihn kümmern. Der da oben

mag mit ihm rechten. Was Gott thut, das ist wohlgethan."

„Nun schlag mir einmal Feuer an, mein Kind, ich möchte ein Pfeifchen rauchen."

Marie nahm Stahl und Stein, legte ein Stück Zunder darauf und begann, das Feuer aus dem Steine zu locken, bis der Schwamm brannte.

Der Greis nahm den kohlenden Zunder aus Mariens Hand, legte ihn auf die Pfeife und blies die blauen Tabakswolken von sich; dabei fiel ihm ein, daß sie bei dem Schiffsbrande auch Zunderreste in der Helvetia gefunden. „Ha," sagte er, „es sind jetzt sechszehn volle Jahre, seitdem das Unglück stattfand. Glaubst Du wirklich, daß Du den Maats gesehen?"

„Ich bin dessen gewiß, Oncle Kapitain; denn wenn man dieses böse Gesicht nur ein einziges Mal gesehen hat, so kann man es nicht wieder vergessen."

„Und er hatte nur Ein Auge?"

„Nur eines, und brandrothes Haar."

„Also der Strolch lebt noch immer! Ich dachte, die Damara-Neger hätten ihn todtgeschlagen. Wo befand er sich denn, Marie?"

„Er kam dicht an unserm Hause vorbei, und wenn ich mich nicht sehr getäuscht habe, so war der Bannmeyer bei ihm."

„Der Bannmeyer! Auch Einer von Denen, welche wohl ihren Lebenswandel ein wenig ändern könnten. Etwas Gutes führen sie sicherlich nicht im Schilde; denn der Eine wie der Andere ist ein Spitzbube! Was wohl der Bannmeyer für Augen machen würde, wenn er hörte, daß die Kemper noch am Leben sind und mit dem Kapitain Van der Meulen so gute Freundschaft halten? Ich glaube übrigens ganz sicher, Du hast Dich versehen; denn wir wohnen nun eine hübsche Reihe von Jahren hier und haben den Bannmeyer noch kein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Früher allerdings hatte er hier seine Niederlagen, und von hier aus ging auch das Schmuggeln über die

preußische Grenze; aber er muß das Geschäft aufgegeben haben, weil er in all' der Zeit nicht hier war."

Ein Mann trat jetzt an die Gartenhecke, schaute den Kapitain mit großen Augen an und fragte dann: „Ist es erlaubt, ein wenig einzutreten?"

„Ei, gewiß," entgegnete Van der Meulen; „ein wenig Gesellschaft thut einem alten Manne wohl."

„Marie, Marie!" tönte es jetzt vom Nachbarhause. Das Mädchen folgte dem Rufe der Mutter, und der Fremde trat an die Bank, auf welcher der Kapitain saß. „Mit Verlaub," hob er an, „wenn mich meine Augen nicht täuschen, so sind Sie der Kapitain Van der Meulen."

„Von der Fußsohle bis zum Scheitel," gab der Kapitain zur Antwort. Darauf sah er sich den vor ihm Stehenden genau an und entgegnete: „Und wenn die meinigen nicht allzu blöde sind, so bist Du der Hinnerick. Setz' Dich zu mir. Wir haben uns eine lange Reihe von Jahren nicht gesehen, und können nun ein Weilchen mit einander plaudern. Bist Du noch in Diensten des Bannmeyer?"

„Keine drei Monate bin ich bei ihm geblieben," antwortete Hinnerick; „der Kerl war selbst für mich zu schlecht. Ich sollte ihm die Kastanien aus dem Feuer holen und, wenn es schief ging, den Kopf in's Loch halten. Als ich aus diesen verrätherischen Absichten klug wurde, da prügelte ich ihn nach der Schwierigkeit durch und ging meiner Wege. Ihr wißt ja, daß ich früher schon auf See war, aber davon abkam, weil mir das strenge Regiment nicht mehr gefiel. Nachdem ich dem Bannmeyer Adieu gesagt, nahm ich das alte Handwerk wieder auf, wurde ein ganz tüchtiger Matrose, und wenn mir nicht ein Schurke den Arm mit einer Kugel zerschmettert hätte, so daß er steif geworden wäre, dann schwämme ich noch immer auf dem Salzwasser umher."

„Du bist also wieder Seemann geworden?"

„Ja, und wie gesagt, wäre ich's ohne den Unfall noch heute."

„Und wer hat denn auf Dich geschossen, mein Sohn?"

„Ein Kerl, den Ihr gut kennt, weil er lange mit Euch zu Schiffe gewesen; der einäugige Maats."

„Maats?" fragte Van der Meulen verwundert. „Die Geschichte mußt Du mir erzählen. Nachher diene ich wieder; denn ich weiß auch ein Stückchen von ihm, welches das Zuchthaus verdient. Aber hier weht mir nun der Wind ein wenig stark. Wir wollen deßhalb in's Haus gehen, da können wir ungestört plaudern. Wir wollen aber den Nachbarn und seine Frau herüberholen; denn die sind auch auf den Maats nicht gut zu sprechen."

Als sie in das Haus gingen, kam Marie zurück. „Mein Kind," sagte der Kapitain, „laß' Deinen Vater und Deine Mutter herüberkommen; denn es ist ein alter Bekannter hier, der uns seine Erlebnisse auf dem Meere erzählen will."

XIV. Kapitel.

Die Geschichte des Hinnerick. — Vergebliche Beredung zur Flucht und zum Diebstahl. — Sturm. — Der Floßbau. — Die Goldfässer. — Das Schiff geht unter. — Das Floß in Gefahr. — Es zertheilt sich. — Es wird zum Schlachtfelde. — Trennung der Gefährten. —

Die Gerufenen waren im Augenblicke da; denn nachdem sie selbst so lange auf dem Meere gewesen waren, hörten sie nichts lieber, als Seegeschichten. Sie nahmen Alle am runden Tische Platz; aber Marie holte auf einen Wink des Kapitains einen kühlen Trunk aus dem Keller. Mit trockenen Lippen meinte er, erzähle sich's nicht gut.

Hinnerick hatte keine Ahnung davon, daß die Leute dieselben waren, welche Bannmeyer vor vielen Jahren an den Kapitain verkauft hatte, und ebenso-wenig kannten sie ihn. Unbefangen begann er zu erzählen: „Wie man Matrose wird, zu Schiffe geht und die Meere durchfährt, das erzähle ich nicht, denn es bleibt sich in der Hauptsache immer gleich. Also direct mitten in das Fahrwasser hinein. Ich hatte schon zehn tüchtige Reisen gemacht, da treffe ich auf einem Schiff, welches nach dem Cap steuerte, mit Maats zusammen."

„Mit Maats?" riefen die Zuhörer alle zugleich.

„Ja, mit Maats, mit dem einäugigen, rothhaarigen Schurken. Natürlich freute ich mich, einen Holländer zu sehen; denn außer ihm und mir war kein anderer mehr an Bord. Es versteht sich von selbst, daß wir gute Kameradschaft mit einander hielten; aber ich merkte bald, daß kein anderer von der Mannschaft mit ihm verkehrte und daß auch mich die Leute mit bösen Blicken ansahen, weil ich immer mit ihm zusammen war. Da ich in jener Zeit noch nichts Unrechtes an ihm bemerkte, so kehrte ich mich nicht daran, sondern bewies ihm treue Freundschaft.

„Unter Stürmen und widrigen Winden erreichten wir das Cap, löschten unsere Ladung und nahmen neue ein. Schon wollten wir die Anker zur Rückkehr lichten, als Maats eines Abends zu mir kam und mich bereden wollte, mit ihm zu fliehen. Ich lehnte das ab; denn ich hielt es für ein schweres Unrecht, dem Schiffe ein paar gesunde Arme zu entziehen.

„‚Du bist ein Esel,' sagte er. ‚Jeder sorgt für seinen eigenen Vortheil. Wenn Du mit mir an's Land gehst, so werde ich Dir einen Ort zeigen, wo wir so viel Gold aus der Erde graben können, daß wir unser Lebtag genug daran haben.'

„Wer liebt nicht das Gold? Es reizte auch mich, und ich war einen Augenblick schwankend, was ich thun sollte; aber das Gefühl der Pflicht gewann doch die

Oberhand. ‚Maats,‘ sagte ich zu ihm, ‚unser Contract ist noch nicht abgelaufen; deßwegen müssen wir bleiben. Wenn Du aber gehen willst, so kann ich Dich nicht halten.‘

„‚Um das Gold zu gewinnen, müssen zwei zusammen sein,‘ sagte er; ‚allein kann ich's nicht machen.‘

„Ich ließ mich indessen nicht bereden, und so kam es, daß auch er an Bord blieb. Das trug er mir einige Tage nach und ging grollend an mir vorüber; aber da er jetzt keinen Menschen mehr hatte, der mit ihm sprach, so gab er bald wieder gute Worte, und die alte Freundschaft wurde bald wieder hergestellt.

„‚Wer das Gold alle hätte, welches unten im Schiffe in den Fässern liegt,‘ sagte er eines Tages; ‚man könnte wie ein Fürst leben und brauchte gar nicht zu besorgen, daß es einmal aufginge.‘

„Ich hielt diese Aeußerung natürlich nur für einen Wunsch, wie er oft über des Menschen Lippen kommt, ohne daß er gerade Schlimmes dabei denkt. Er kam aber so oft auf das Thema zurück, daß er mir lästig wurde. Eines Abends, als wir zusammen am Heck saßen, flüsterte er mir zu: ‚Ein paar Fässer könnte man schon erlangen. Sieh, wenn man in der Nacht ein Stück aus den Planken schnitt, groß genug, um die Fässer durchzubringen, so wäre es nicht allzuschwer, mit ihnen zu entkommen; denn das Schiff würde bald Wasser schöpfen und zu Grunde gehen.‘

„‚Freilich,‘ antwortete ich, ‚aber der das thäte, der müßte mir am Besan baumeln, wenn ich Kapitain wäre.‘

„Seit jener Zeit wurde von den Goldfässern nicht mehr gesprochen. War das Meer bisher ruhig gewesen, so nahm es jetzt einen sehr stürmischen Charakter an. Eine gewaltige Böe warf unser Schiff bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Jetzt erhob sich der Vorder-, dann der Hintertheil, so daß in wenigen Stunden Alles, was sich auf dem Deck befand, hinabgespült war. Unser Schiff gehörte

indessen zu den stärksten, welche den Ocean befuhren und war außerdem noch tüchtig mit Kupferplatten beschlagen."

„Das war ein Glück," schaltete der Kapitain ein, „so konnte es wenigstens nicht angebohrt werden."

„Angebohrt?" fragte Hinnerick verwundert. „Wer wollte das gethan haben."

„Nun, man hat Beispiele davon," antwortete Van der Meulen; „doch fahre nur in Deiner Geschichte fort."

„Die Böe hatte es wirklich auf uns abgesehen," sprach Hinnerick, „denn sie ließ nur zuweilen einen Augenblick nach, um gleich darauf desto heftiger loszubrechen. Der Kapitain und die Mannschaft leisteten fast Uebermenschliches, aber es schien einmal im Rathe Gottes beschlossen zu sein, daß das Schiff zu Grunde gehe. Am dritten Tage flogen uns nicht allein die Maste über Bord, sondern es brach uns auch das Steuer. Jetzt war das Schiff dem Sturme vollständig preisgegeben und wir konnten Nichts thun, um es vor den furchtbaren Stößen zu bewahren. Mit Einbruch der Nacht krachte es so furchtbar in allen Fugen, daß der Kapitain in den Raum hinablief, um nachzusehen, ob ein Leck entstanden. Bleich kam er wieder auf Deck und commandirte die Hälfte der Mannschaft an die Pumpen, während er der andern Hälfte befahl, sogleich die Hölzer zur Erbauung eines Flosses zusammenzulegen. Der Sturm schien sich in dem letzten Stoße erschöpft zu haben; denn die Luft wurde plötzlich ruhig; nur das Meer wogte noch gewaltig auf und nieder und konnte erst am Morgen des folgenden Tages sein Gleichgewicht wieder finden.

„Das Wasser drang indessen so rasch in das Schiff, daß alles Pumpen vergeblich war. Der Kapitain ließ deßhalb diese Arbeit einstellen und stellte uns Alle an den Floßbau. Unter unsäglichen Anstrengungen wurde dasselbe fertig gemacht. Der Kapitain berathschlagte nun mit den Offizieren, was mit auf das Floß zu

nehmen sei. Sie entschieden sich dahin, daß man versuchen wolle, die Goldfässer zu retten, denn es sei Pflicht von ihnen, das Eigenthum der Compagnie so lange als möglich zu schützen. Außer den Goldfässern aber sollten nur der nothwendige Proviant und das Privat-Eigenthum der Bemannung auf dem Flosse Platz finden.

„Die Goldfässer standen bereits halb unter Wasser, und es war keine leichte Arbeit, dieselben auf Deck und von da auf das Floß zu bringen. Es gelang aber doch. Während des Bergens sank das Schiff immer tiefer und wir hatten nur eben Zeit, die Boote vorn an das Floß zu spannen und dasselbe so viel aus der Nähe des Wracks zu fahren, daß es uns beim Sinken nicht beschädigen konnte. Bald nachher wurde es vom Meere verschlungen.

„Das Floß war recht stark gebaut, so daß wir hoffen durften, bei ruhigem Wetter irgend eine Insel zu erreichen. Die Gold- und Wasserfässer, so wie der Proviant und die Waffen wurden nun in die Mitte des Flosses gestellt und dort möglichst gut befestigt. Als dieses geschehen war, richteten wir einen Mast auf und versahen ihn mit einem geretteten Segel. Der Kapitain gab Befehl, daß die Hälfte der Mannschaft in die Boote stieg, um das Floß nachzuziehen; die andere Hälfte mußte ruhen, um nach zwei Stunden die Ruderer abzulösen.

„Alles schien am ersten Tage einen guten Verlauf zu nehmen; denn das Wetter blieb günstig und die Leute arbeiteten wacker, so daß wir mit unserm gebrechlichen Fahrzeuge ziemlich rasch vorwärts kamen.

„Maats und ich hatten in der ersten Nachthälfte die Wache und mußten das Floß an seinen Seiten begehen, damit uns nichts Widriges in den Weg kam. Maats war fast gar nicht von den Fässern wegzubringen. Jeden Augenblick stand er neben denselben, schaute sie an, betastete sie und murmelte in sich hinein: ‚Wer die hätte!‘

„‚Thor,‘ gab ich ihm zur Antwort; ‚wenn sie mir gehörten, gäbe ich sie alle hin für ein trockenes Plätzchen in einem Stübchen zu Amsterdam oder sonst wo.‘

„Wenn der Kapitain geglaubt hatte, wir würden das schöne, ruhige Wetter, wie es für unser Floß paßte, behalten, so war er in einem großen Irrthume. Schon während der ersten Nachtwache hatte sich ein ziemlich frischer Wind erhoben, doch war derselbe für unser kleines Segel nicht zu übermäßig; er half uns rascher weiter, als wir anfangs hatten vermuthen dürfen. Ich legte mich deßhalb, als meine Wache vorüber war, recht fröhlich nieder, und, ermüdet, wie ich war, schlief ich bald ein. Es dauerte nicht lange, so wurde ich geweckt und fühlte, daß das Wasser über mich herströmte. Rasch sprang ich auf und fand nun, daß meine Gefährten, die sich gleichfalls niedergelegt hatten, ebenfalls triefend auf dem Floß standen. Die Nacht war rabenschwarz; aber über uns rollte der Donner, und zuweilen wurde das Meer von heftigen Blitzen erhellt. Bei diesen Leuchtfackeln konnten wir sehen, wie aufgeregt die See war und daß mitunter ein ganzer Wogenschwall über das Floß dahinbrauste.

„Der Kapitän gab nun Befehl, daß unser Proviant, der zum Theil schon von den Wellen bespült war, auf die Goldfässer gehoben und festgebunden werde. Sein Befehl wurde mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt; denn Alle sahen ein, daß wir einem schrecklichen Loose entgegengingen, wenn wir keinen Mundvorrath mehr hatten.

„Unser Floß wurde bald zu einem Spielballe der empörten Wogen; jetzt tauchte dieser, dann jener Theil unter, und wir hatten Mühe, uns auf den Beinen zu erhalten. Die Leute in den Booten waren in Gefahr, an den Balken, gegen welche sie manchmal heftig vom Winde geschleudert wurden, zerschellt zu werden. Sie verließen dieselben deßhalb und flüchteten sich auf das Floß. Da dieses in größter Hast und Verwirrung geschah, so stürzten Mehrere von ihnen in's Meer und

ertranken; denn an einen Rettungsversuch war gar nicht zu denken! Das Geschrei dieser Armen mischte sich mit den fürchterlichen Donnerschlägen und jagte mir ein Zittern durch alle Glieder. Ich sage Euch, Kapitain, in dieser schrecklichen Nacht lernte ich beten. Nahe dem krachenden und schwankenden Maste lag ich auf den Knieen und streckte meine Arme gegen den erzürnten Himmel. Alles, was ich in meinem Leben Böses gethan hatte, kam mir jetzt wieder in den Sinn und ich fühlte wohl, daß ich in jener Welt keinen guten Empfang zu erwarten habe, wenn es dem lieben Gotte gefallen sollte, mich umkommen zu lassen. Eine Reue aus Angst und Furcht ist freilich nicht viel werth; aber aus jener Schreckensnacht schreibt sich doch meine Umkehr: denn ich nahm mir fest vor, auf eine bessere Bahn einzulenken, wenn ich mit dem Leben davonkomme. Ein Heiliger bin ich freilich jetzt noch nicht, Herr Kapitain, aber ich habe mir seitdem doch redliche Mühe gegeben, die größten Fehler von mir abzuthun.

„Wenn der Blitz einen Augenblick das Floß erleuchtete, so konnte ich sehen, wie Maats mit seinen Armen die Goldfässer umklammerte, und ich glaubte in seinen Zügen zu lesen, daß er weniger um sein Leben, als um diese Schätze besorgt war. Indessen wurde das Toben des Sturmes immer furchtbarer. Da mit einem Male erscholl ein so herzzerreißendes Geschrei, daß es mir noch heute in den Ohren gellt. Was war die Ursache? Durch das beständige Hin- und Herwerfen waren die Taue und Klammern losgegangen, mit welchen die Balken des Floßes an einander befestigt waren, und Alle, welche sich auf dem abgelösten Theile befanden, versanken im Meere. Uns drohte dieselbe Gefahr; denn das gelöste Gebälk stieß unter dem noch aneinanderhängenden Theile an und drohte, ihn zu zertrümmern. Ein paar von den dicken Spieren schoben sich auf uns und da dieses gerade in einem Momente geschah, wo kein Blitz leuchtete, so wurden abermals drei Mann in's Meer geschleudert.

„‚Hilf, hilf!‘ hörte ich Maats schreien. ‚Hilf, Hinnerick! Ich kann nicht länger mehr halten.‘ Beim Aufflackern des Blitzes sah ich, daß eines von den Goldfässern umgefallen und an den Rand des Flosses gerollt war. Der erbärmliche Kerl hatte es mit beiden Händen gefaßt und suchte es vor dem Sturze in die See zu bewahren. Augenscheinlich wurde er im nächsten Augenblicke selbst hinabgezogen, wenn er nicht losließ. Mit einem Sprunge war ich hinter ihm und faßte ihn am Kragen. Ich kam keine Secunde zu früh, denn in demselben Momente, wo ich ihn faßte, wurde er schon nach Vorne gerissen, und es fehlte nur ein Haar, so lag ich mit ihm in dem nassen Grabe. Scheltend wandte er sich gegen mich um, und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht geholfen habe, das schöne Faß zu halten.

„‚Maats,‘ gab ich ihm zur Antwort; ‚allen Respect, wenn Du selbst in einer so verhängnißvollen Stunde daran denkst, das Eigenthum der Compagnie zu bewahren; aber ich denke, daß das Leben höher steht, als alle Güter zusammengenommen und daß Du mit einem Tauende durchgehauen werden müßtest, weil Du das Deinige so frevelhaft auf's Spiel stellst.‘

„Er hörte mich offenbar nicht; denn drei-, viermal hinter einander seufzte er: ‚Das schöne Gold, das schöne Gold!‘

„Gegen Morgen legte sich der Sturm; als die Sonne über das beruhigte Wasser schien und wir die Häupter der Ueberlebenden zählen konnten, da hatten wir die Hälfte der Mannschaft verloren und unter ihnen den Kapitain, die Steuerleute und die Maten; nur Matrosen waren übrig geblieben. Die Einen von ihnen wollten das Floß verlassen und in die Boote steigen, die Andern aber stimmten für das Verbleiben auf dem Flosse. Da Keiner den Befehl führte, sondern Alle das gleiche Recht in Anspruch nahmen, so kam es zu leidenschaftlichen Auftritten, die damit endigten,

daß eine Partie factisch die Boote in Besitz nahm. Als sie nun aber auch die Lebensmittel an sich reißen wollten, da wehrten ihnen die Andern und es kam zum Angriffe mit Messern und Pistolen. Mit jeder Verletzung steigerten sich die Leidenschaften, und in kurzer Frist hatte sich das gebrechliche Floß zu einem Schlachtfelde umgewandelt, auf welchem das Blut in Strömen floß. Mit hundert Mann waren wir vom Cap abgefahren; fünfzig verblieben noch nach dem Sturme, und jetzt waren nur noch zwölf übrig; die Andern waren theils in's Meer gestürzt und lagen theils als Leichen auf den blutbefleckten Spieren.

„Glücklicher Weise waren die vier Boote noch unversehrt. Wir zwölf warfen nun die Todten in's Meer und kamen dann überein, daß drei und drei Personen ein Boot haben und mit demselben beginnen konnten, was sie wollten. Das Loos entschied darüber, wie die Personen zusammenkommen sollten. Unglücklicher Weise fügte es sich, daß Maats, ein Neger mit Namen Sam und ich Leidensgefährten wurden.'

„,Sam, der schwarze Sam?' riefen die Zuhörer wieder gleichzeitig und waren nicht wenig erfreut, daß sie noch einmal von der guten Haut hörten.

„Ja, der schwarze Sam," entgegnete Hinnerick. „Ihm war es auch nicht angenehm; denn Maats verfolgte ihn überall, und ich hörte einmal, wie er zu ihm sagte: ,Du kennst mich! Wenn Du nur ein einziges Wort ausplauderst, so lebst Du keine Secunde mehr!'

„Daß zwischen dem Einäugigen und dem Schwarzen ein Geheimniß bestand, hatte ich längst bemerkt, aber ich kümmerte mich nicht darum. Was ging mich der Maats an?

„Die neun drangen nun auf eine Vertheilung der Lebensmittel. Sie wurde gewissenhaft ausgeführt. Sie nahmen ihren Antheil und stiegen in die Boote. ,Wir wollen dasselbe thun,' sagte ich, ,und uns mit unsern Kameraden zusammenhalten, denn im Falle

eines neuen Sturmes ist es besser, wenn wir in Gesellschaft sind.'

„Unter allerlei Vorwänden verzögerte Maats die Abfahrt, während Sam und ich unsern Proviantantheil in das Boot brachten. Durch sein Zögern waren die Kameraden uns schon ziemlich weit vor, aber wir konnten sie noch wieder einholen, wenn wir fleißig ruderten. ‚Ho,' rief da Maats, ‚glaubt Ihr, daß ich meine Pflicht ebenso leicht vergessen würde, wie die Uebrigen? Hier in diesen Fässern ist das Eigenthum der Compagnie. So lange noch ein Athemshauch in uns ist, sind wir verpflichtet, dasselbe zu schützen; denn es ist immerhin nicht unmöglich, daß wir später in der Lage sind, es an die richtige Adresse zu bringen.'

„Obschon ich an Alles eher dachte, als an das Geld, so mußte ich ihm doch Recht geben, und Sam war derselben Ansicht. Wir rollten also die Fässer in das Boot, ergriffen die Ruder und eilten den Andern, die wir noch immer in Sicht hatten, nach.

XV. Kapitel.

Neuer Sturm. — Sam getödtet. — Eine unbewohnte Insel. — Vorsicht gegen Maats. — Verdächtige Schlafscenen. — Eine Entdeckungsreise. — Löwen und andere Bestien. — Maats schleppt die Lebensmittel weg. — Er verläßt die Insel und verwundet Hinnerick. — Allein und Verlassen. — Ein Bächlein süßen Wassers. — Die Nothfahne. — Schiffstrümmer. — Wieder Feuer. — Warme Speisen. — Ein Schiff mit holländischer Flagge. — Nach Hause.

„Es war gerade, als ob der Fluch über uns gekommen; denn wir hatten noch keine halbe Seemeile zurückgelegt, so erhob sich ein neuer Sturm und warf uns den ganzen Tag und die ganze Nacht wie einen Korkstöpsel umher. Wir hatten genug zu thun, das Wasser aus dem Boote zu schöpfen; an ein Steuern

desselben war gar nicht zu denken. Als endlich das furchtbare Rasen des Windes aufhörte, waren wir so erschöpft, daß wir sofort in Schlaf fielen. In meinen Träumen dauerte der Sturm noch immer fort und ich fühlte mich hin und her geworfen; auch glaubte ich ein klägliches Geschrei zu vernehmen, aber der Schlaf war so fest, daß ich erst nach einer Weile aufwachte. Als ich die Augen aufmachte, sah ich Maats vor mir stehen, in dessen Händen ein Dolch blitzte, den er mir gegen die Brust senkte. Augenblicklich verschwand der Dolch aus seiner Hand und er gab sich den Anschein, als habe er ein Tau an meiner Seite aufheben wollen. Schon wollte ich ihn zur Verantwortung ziehen; da merkte ich, daß der Neger nicht mehr im Boote war.

„‚Wo ist Sam geblieben?‘ fragte ich bestürzt.

„‚Ueber Bord,‘ gab er zur Antwort; ‚eine Welle hat ihn mitgenommen.‘

„Das war offenbar eine Erfindung, denn das Meer lag so ruhig da, daß das Boot kaum seinen Ort veränderte. Blutflecken auf den Planken überzeugten mich außerdem, daß hier ein Mord stattgefunden und daß er an der Ausübung des zweiten nur durch mein Erwachen gehindert worden war. Ich schwieg, nahm mir aber vor, auf meiner Hut zu sein; denn es lag auf der Hand, daß er mir nach dem Leben trachtete, um in den alleinigen Besitz der Goldfässer zu gelangen.

„‚Maats,‘ sagte ich zu ihm, ‚wir wissen nicht, wie lange es noch dauert, bis wir an eine Insel kommen. Es wäre deßhalb wohlgethan, wenn wir die Fässer über Bord würfen; sie verhindern uns nur im Fortkommen.

„‚Um keinen Preis,‘ gab er zur Antwort. ‘Das Gold ist in allen Lagen des Lebens ein schätzbares Ding. Das Glück hat es so gefügt, daß wir Beiden jetzt allein Herr darüber sind und es behalten können. Kein Mensch auf der Welt kann uns zur Rechenschaft ziehen, wenn wir uns darein theilen. Doch ist es

nicht mehr, als billig, wenn ich ein Faß mehr bekomme; denn nur durch mich ist es gerettet worden. Jetzt läge es schon im Meere, wenn ich nicht auf der Einladung in die Boote bestanden hätte.'

„,Ei,' gab ich zur Antwort, ,Du hast es doch der Compagnie erhalten wollen! Ich für meinen Theil rühre keinen Ducaten davon an, sondern werde über seine richtige Ablieferung wachen, falls dieselbe möglich ist.'

„Da blitzte er mich mit seinem einen Auge ganz glühend an, erwiderte aber nichts. Die Noth zwang uns zusammenzuhalten, und wir steuerten auf gutes Glück weiter. Am dritten Tage tauchte ein Inselchen vor uns auf, dessen Strand mit Cocospalmen bewachsen war.

„,Welch ein Glück!' rief ich aus. ,Wollte Gott, daß wir dort unsere Gefährten fänden!'

„Jedenfalls theilte er diesen Wunsch nicht; denn er spähte fortwährend mit düstern Blicken nach dem Ufer hin, und erst, als er sich überzeugte, daß kein lebendes Wesen am Strande war, ging ein Lächeln über seine häßlichen Lippen.

„Bald nachher legten wir in einer kleinen Bucht an, wo unser Fahrzeug vollkommen geschützt war. Auf meinen Rath wurden die Lebensmittel an's Ufer gebracht und an einem trockenen Orte geborgen. Ich wollte auch die Fässer ausschiffen. Dem aber widersetzte er sich ganz entschieden. — Das Klima auf der kleinen Insel war so mild und angenehm, daß wir nicht einmal sogleich eine Hütte zu bauen brauchten; auch gab es Nahrungsmittel in Hülle und Fülle, aber gleichwohl war die Aussicht, auf diesem Eilande, entfernt von allen Menschen, vielleicht Monate oder Jahre, vielleicht auch das ganze Leben zubringen zu müssen, keine angenehme.

„Unsere erste Arbeit bestand darin, Bäume zu fällen und ein Feuer anzumachen, welches beständig unterhalten werden sollte, damit wir unsere Speisen

kochen konnten. Nachdem wir uns wieder einmal gründlich gesättigt hatten, gingen wir den Strand hinab, um Krabben zu fangen und Muscheln aufzulesen. Da kamen einzelne Spieren unseres Flosses herangetrieben und zu unserer großen Freude auch der Mast und das Segel, welche uns auf dem Flosse so gute Dienste geleistet hatten. Wir beschlossen, beide zu landen, um sie in dem Boote zu verwenden. Es gelang uns nur mit der äußersten Anstrengung. Dann schleppten wir die beiden Gegenstände zum Boote, richteten den Mast auf und befestigten das Segel an demselben, um bei gutem Winde im Stande zu sein, eine Entdeckungsfahrt in's Meer zu machen. Ueber dieser Arbeit war die Nacht hereingebrochen. Maats wollte, daß wir Beide in dem Boote übernachteten, da ich aber seiner Heimtücke nicht traute, so gab ich zur Antwort: ‚Einer muß wenigstens bei dem Feuer bleiben, damit es nicht erlischt; und das will ich thun.‘

„‚Meinetwegen,‘“ rief er unwillig und legte sich in dem Boote nieder. Ich aber ging an's Land zurück, versah das Feuer mit Holz und suchte eine geeignete Stelle, wo ich übernachten könnte, doch so weit von dem Feuer ab, daß mich die Flammen nicht beschienen. Uebrigens war ich auf meiner Hut und ließ die Pistole, die ich scharf geladen hatte, nicht aus meiner Hand. Wenn ich dem Maats einen Mord zutraute, so hatte ich mich nicht geirrt. In meinen Befürchtungen hatte ich lange wach gelegen und meine Augen auf das Feuer gerichtet. Kaum schloß ich sie, als mich eine innere Unruhe wieder aufrüttelte. Da gewahrte ich den Maats, wie er sich auf Händen und Füßen dem Feuer nahte und im Umkreise desselben umherspähte. Als er mich nicht fand, verfinsterte sich sein Gesicht und er richtete sich in sitzender Stellung am Feuer auf. Da ich wohl wußte, daß er nicht den Muth hatte, mich offen anzugreifen, so stand ich auf, ging ihm entgegen und rief: ‚Warum hast Du das Boot verlassen?‘

„Rasch steckte er den Dolch, den ich in den Flam-

men blitzen sah, weg, fuhr ängstlich zusammen und entgegnete stotternd: ‚Es war mir zu kalt auf dem Wasser; ich mußte mich wärmen.‘ ‚So?‘ gab ich zur Antwort, ‚bei mir ist gerade das Gegentheil der Fall. Ich werde also im Boote übernachten, und Du kannst beim Feuer bleiben!‘

„Es mußte ihm wohl zu gefährlich sein, mich mit den Goldfässern allein zu lassen, denn er sprang auf und rief: ‚Ich habe mich jetzt genug gewärmt und kehre wieder zurück!‘

„Ich bedurfte des Schlafes, denn ich war todtmüde; deßhalb entfernte ich mich ein paar Büchsenschüsse und legte mich unter dichtem Gesträuch nieder, wo ich bald meine Augen schloß. Erst am Morgen wachte ich wieder auf und mußte sogleich die Bemerkung machen, daß der Meuchelmörder wieder nach mir suchte. Ich muß gestehen, daß die beständige Gefahr, im Schlafe erdolcht oder erdrosselt zu werden, mir nicht gefiel. Zwar konnte ich des Einäugigen leicht Herr werden, denn ich war ihm an Kräften und an Muth weit überlegen; aber gegen einen meuterischen Ueberfall kann sich Niemand schützen. Es wäre mir also nichts übrig geblieben, als selbst Hand an ihn zu legen, und das wollte ich nicht. ‚Vielleicht,‘ dachte ich, ‚giebt es doch noch Leute auf der Insel. Ich will deßhalb eine Entdeckungsreise antreten.‘ Ich machte dem Maats Mittheilung von meinem Vorhaben. Da er keine Einwendung dagegen machte, so steckte ich mir die Taschen voll Zwieback, nahm eine Flasche Wasser zu mir und begab mich auf den Weg.

„Die Sonne brannte mit einer furchtbaren Gluth und das Gehen wurde mir bald beschwerlich; aber ich wollte mir um jeden Preis Gewißheit verschaffen, deßhalb wanderte ich weiter. Nachdem die Sonne ihren höchsten Standpunkt verlassen hatte, wurde die Hitze erträglicher und ich konnte ungehemmt weiter schreiten. Leider aber fand ich nirgends eine Hütte, nirgends ein menschliches Wesen. Zu meinem Schrecken wurde ich

indessen gewahr, daß jenseits eines Gebirgskammes, der sich in der Mitte der Insel erhob, Löwen und andere Bestien hausten. Da ich das Ende des kleinen Eilandes erreicht hatte, ohne Menschen zu finden, so kehrte ich wieder um. Vom Gebirgskamme herabsteigend konnte ich deutlich sehen, daß Maats sich auf dem Boote zu thun machte und daß er verschiedene Male vom Wasser zum Lande ging und etwas auf seinen Schultern trug. Nun beeilte ich meine Schritte; denn mir ahnte, daß er den Proviant wegschleppte und wahrscheinlich die Absicht hatte, mit den Goldfässer heimlich zu entfliehen.

Athemlos kam ich an den Strand und fand meine Vermuthung bestätigt. Er hatte bereits das Boot bestiegen und das Segel entfaltet. ‚Schurke,‘ rief ich, ‚ich werde Dich für Deinen Verrath züchtigen.‘

„Da kappte er das Tau, welches das Boot am Lande festhielt, und sofort schoß dasselbe mit einem Sprung in die See. Ich warf mich in's Wasser, um ihm nachzuschwimmen. Hohnlachend rief er mir zu: ‚Wenn Du lieber im Wasser, als auf dem Lande sterben willst, so ist mir's auch recht!‘

„Eine Pistole aus dem Gürtel ziehend, zielte er nach meinem Kopfe, aber die Kugel traf nicht die Stirne, sondern den Arm, so daß der Knochen brach. Augenblicklich fühlte ich die Verletzung nicht, aber als ich zum Schwimmen ausgriff, war der Arm machtlos, und gleich hinterher empfand ich Schmerzen. Ich wandte mich nun wieder nach dem Ufer zurück und mußte sehen, wie das rettende Boot sich immer mehr entfernte. Immer noch hegte ich die Hoffnung, er werde selbst das Gefährliche seiner Lage erkennen und wieder umkehren; aber darin täuschte ich mich. Das Gold hatte ihn so verblendet, daß er Allem Trotz bot, um sich den Besitz desselben zu sichern.

„Ich kann Euch nicht sagen, wie das Gefühl der vollständigen Einsamkeit und Verlassenheit mich niederdrückte. Thränen kamen in meine Augen und meinen

Körper überfiel ein schmerzliches Zucken. ‚Verloren, verloren!' stöhnte ich. ‚Du wirst Dein Vaterland nie wiedersehen, sondern einsam hier verschmachten!'

„Als die Schmerzen meines Armes allzugroß wurden, ging ich an das Feuer und fachte es wieder zu hellerem Brande an; denn es war bereits ganz dunkel geworden. Der Arm war hoch angeschwollen, und wenn ich die Knochen aneinanderdrückte, wurde ich vor Schmerzen fast ohnmächtig. Da es aber so nicht bleiben konnte, so suchte ich einige halbverkohlte Holzstücke zusammen, welche um das Feuer herumlagen und befestigte sie wie Schienen mit meinem Taschentuche um den Arm. Die eine Hand und die Zähne mußten mir dabei Dienste leisten. Der Verband war natürlich ein sehr unvollkommner; aber ich war nicht in der Lage, einen bessern zu machen. In der Hoffnung, daß er mir einige Lebensmittel zurückgelassen haben würde, begab ich mich an den Ort, wo wir dieselben niedergelegt hatten, aber es war nichts mehr vorhanden. Auch das Beil, womit ich Holz hätte fällen können, war verschwunden. Höchst untröstlich begab ich mich zu dem Feuer zurück und legte mich zum Schlaf nieder. Beim Erwachen war von dem Feuer nur noch ein kleines Häuflein glimmender Kohlen übrig; aber ich konnte ihm keine weitere Nahrung geben.

„Eigentlich war mir auch das Feuer jetzt überflüssig; denn ich hatte ja nichts mehr, was ich kochen oder braten konnte. Auch fesselte mich nichts mehr an die Stelle, wo ich bisher die Tage und Nächte zugebracht hatte. Ich beschloß deßhalb, die Insel beständig zu umkreisen und nach einem Schiffe auszuspähen. Langsam ging ich am Ufer hinab und ließ mein Auge über das Wasser schweifen, aber von einem Schiffe war keine Spur vorhanden. Gegen Mittag kam ich an eine Stelle, wo ein Bächlein süßen Wassers vom Gebirge herabkam. Das war für mich ein Segen des Himmels, denn mein Durst war schon so groß, daß mir die Zunge

am Gaumen klebte. Mit der Hand schöpfend genoß ich die herrliche Gottesgabe und fühlte mich außerordentlich gestärkt. Apfelsinen und eine Menge mir gänzlich unbekannter Früchte boten mir hinreichende Nahrung. Vor dem Verhungern und Verdursten brauchte ich also nicht zu bangen.

„Am folgenden Tage ging ich abermals eine kleine Strecke das Ufer hinab und fand die Insel überall mit einem Kranze von Cocosbäumen umgeben. Leider konnte ich ihre Früchte nicht erlangen, da ich es mit dem einen Arme nicht wagte, eine so gefährliche Kletterarbeit zu unternehmen. Nur wenn der Sturm die Bäume rüttelte und die Früchte an den Boden warf, konnte ich mich an der Milch und dem angenehmen Fleische laben, indem ich die Nüsse mit Steinen aufschlug.

„Was soll ich da noch berichten? Es ist genug, zu sagen, daß ich volle drei Jahre auf der menschenleeren Insel blieb. Mein Arm heilte zwar wieder ohne Arzt; die Natur selbst besorgte es; aber wie Sie sehen, wurde er krumm und steif. Nachdem ich denselben wieder so weit brauchen konnte, daß ich im Stande war, etwas anzufassen, erkletterte ich eines Tages eine Palme, band meine Jacke an eine lange Stange und befestigte diese auf der Spitze des Baumes, so daß die Jacke weit gesehen werden konnte.

„Wenn sich auch bisher noch kein Schiff an der Insel gezeigt hatte, so baute ich doch große Hoffnungen auf diesen Nothschrei und stieg täglich auf eine Anhöhe, wo ich das Meer auf viele Meilen überschauen konnte. Meine Hoffnungen aber erlitten einen argen Stoß, als Monat um Monat verging und sich immer noch keine Rettung zeigte. Es kamen furchtbare Stürme, welche die Cocosbäume fast zur Erde beugten, es kamen Sonnenbrand und Regen, aber kein Schiff. Meine Haare waren so lang geworden, daß sie mir bis über die Hüften herabhingen, und von Kleidern hatte ich kaum noch die Spur an mir.

„Ein Instrument zum Fällen der Bäume besaß ich nicht; aber einst nach einem furchtbaren Sturme kam ich doch zu Holz. Es trieben nämlich eine Menge von Schiffstrümmern in die kleine Bucht, wo ich bei meiner Ankunft landete. Mit unsäglicher Mühe schleppte ich sie auf's Trockne und baute mit ihnen eine Art von Herd. Während ich damit beschäftigt war, fand ich zwischen dem Gebälk eine Zimmermannsaxt. Mein Entzücken war grenzenlos; denn nun hatte ich das Mittel in der Hand, um mein Leben viel angenehmer zu machen. Sofort begann ich, einen Balken in kleine Splitter zu zerhacken. Trocknes Moos, dürre Bananenblätter und dergleichen Dinge, die leicht in Brand zu setzen sind, aber kein nachhaltiges Feuer geben, fand ich in Menge. Ich schleppte sie zusammen, und da mir Stahl und Zunder fehlten, so rieb ich zwei dürre Hölzer so lange, bis sie in Brand geriethen. Mit dem festen Vorsatze, daß mein Feuer nicht mehr erlöschen solle, zündete ich meine Blätter und meine Splitter an und freute mich wie ein Kind, als die Flammen lodernd aufstiegen.

„Während meines langen Aufenthaltes hatte ich mancherlei Wurzeln kennen gelernt, die ich jetzt in der Asche braten konnte. Der rohen Speisen längst überdrüssig, schwelgte ich ordentlich im Entzücken, wenn ich mir all die Gerichte vorrechnete, die ich jetzt bereiten konnte. Die Bäche lieferten Fische, die Erde Wurzeln, die Bäume Früchte. Das war gewiß Alles, was ein einsam Gestrandeter verlangen konnte. Anfangs hatte ich mir die Anzahl der Tage gemerkt, welche ich auf der Insel zubrachte, indem ich jeden Abend einen Stein in die von mir gebaute Hütte warf. Nachher gab ich das auf, weil ich mich darein ergeben hatte, auf der Insel sterben zu müssen.

„Aber gerade als diese Ansicht vollständig in Fleisch und Blut übergegangen war, kam unvermuthet Rettung. Ich hatte mich eben vom Schlafe erhoben und tauchte mich in die See, um mein Morgenbad zu

nehmen, da sah ich plötzlich ein großes Schiff in geringer Entfernung, welches mit vollen Segeln auf die Insel zusteuerte. Es führte die holländische Flagge.

„Unfähig zu rufen, stand ich am Strande und breitete die Arme aus. Da warf das Schiff Anker und schickte ein Boot ab, welches mich aufnahm. Mein Aussehen erregte natürlich die größte Verwunderung; aber ich wurde als Landsmann freudig aufgenommen und mußte dem Kapitain meine Schicksale erzählen. Nachdem die Mannschaft frisches Wasser eingenommen und sich mein grünes Gefängniß angesehen hatte, lichtete das Schiff wieder die Anker. Hier wurde ich nach und nach wieder zum Menschen und kam nach Holland zurück. Die Compagnie hatte Mitleid mit meinem krummen Arme und warf mir ein kleines Jahrgehalt aus, mit dem ich mich ziemlich gut durchschlage.

„Das ist meine Geschichte. Von dem einäugigen Maats habe ich seit unserer Trennung nichts mehr gehört, und ich setzte voraus, daß er mit seinen Goldfässern in den Wellen zu Grunde gegangen ist.“

Marie hatte schon lange nicht mehr an sich halten können; jetzt aber platzte sie heraus: „Da seid ihr im Irrthum, Hinnerick, der Maats lebt noch!“

Hinnerick fuhr kerzengerade in die Höhe und wollte Näheres wissen. Der Kapitain drückte ihn wieder auf seinen Platz und sagte: „Nachher! Erst höre auch unsere Geschichte.“

XVI. Kapitel.

Licht in der Scheune. — Der Schuppen. — Ein steinerweichendes Katzenconcert. — Wenn's noch Ratten wären! — Nach der Insel Ceylon verschlagen. — Ein Vorschlag. — Was die Schmuggler beschließen. — Hinnerick im Zollhause. — Die Grenzwächter eilen herbei. — Am Heydkamp. — Die Schmuggler kommen. — Halt! — Bannmeyer todt. — Maats erwischt. — Ein prachtvoller Fang. — Transport nach G.

Nachdem Van der Meulen Alles, was zwischen ihnen und Maats vorgegangen war, berichtet hatte, rief Hinnerick aus:

„So habe ich dem Kerl doch kein Unrecht gethan, und ich freue mich nun doppelt, daß ich der Compagnie seine Schurkenstreiche nicht verschwiegen habe. Seine Goldfässer hat er jedenfalls nicht mit nach Holland gebracht, sonst würde er sich nicht mit dem Schmuggeln abgeben, sondern wie ein reicher Herr leben. Auf meiner Insel, wo ich die alten Sünden von mir abgethan, habe ich erkannt, daß alles Böse früh oder spät bestraft wird. Nun, dem Maats war es bisher auch nur angekreidet; jetzt aber wird er die Rechnung bezahlen müssen. Da ich noch im Dienste der Compagnie stehe, so ist es meine Pflicht, diesen Dieb und Meuchelmörder zu verfolgen und ihn in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Es wundert mich nur, daß er es gewagt hat, hierher zu kommen, wo Ihr und Kemper wohnt; denn er konnte sich doch leicht vorstellen, daß sein Besuch nicht so glatt ablaufen würde."

„Wenn er eine Ahnung von unserm Hiersein hätte, würde er gewiß nicht hierhergekommen sein," antwortete der Kapitain. „Nach meiner Ueberzeugung sind sowohl er, als Bannmeyer über diesen Punkt in gänzlicher Ungewißheit."

„Ich muß Klarheit darüber haben," sprach Hinnerick; „erlaubt, daß ich Euch verlasse; später sollt Ihr nähere Nachrichten haben."

Er stürzte sein Glas hinunter nnd verließ das

Haus. Da es schon dunkel geworden war, so brauchte er sich nicht allzusehr in Acht zu nehmen, sondern ging eiligen Schrittes der Straße nach, welche zu der Scheune führte, wo er Bannmeyer und Maats zu treffen hoffte. Bald hatte er dieselbe erreicht; die Thüre war verschlossen, aber er sah ein Licht durch die Ritzen schimmern. Als er sein Auge an einer derselben legte, gewahrte er die beiden gesuchten Personen. Durch die Thüre konnte er natürlich nicht eindringen, weil er dann sogleich gesehen wurde. Er ging deßhalb um die Scheune herum, und fand einen Schuppen an dieselbe angebaut, dessen Thüre leicht zu öffnen war. Zu seiner Freude bemerkte er, daß in der obern Mauer eine Oeffnung zum Hinabwerfen des Strohes sich befand. Die Wand war leichter zu erklettern, als der Mastkorb. Rasch machte er sich an die Arbeit und war nach einer kurzen Anstrengung oben. Auf dem Stroh und Heu weiter kriechend gelangte er an den Rand desselben und konnte auf die Tenne hinabschauen, die ganz voll von Waarenballen lag.

Die beiden Genossen saßen sich einander gegenüber, hatten die Köpfe auf die Ellenbogen gestützt und schienen mit Ungeduld auf etwas zu warten. Plötzlich hob Bannmeyer den greisen Kopf in die Höhe und lispelte: „Maats, hörst Du nicht das Geräusch da oben? Wir werden hoffentlich nicht belauscht werden."

„Ah bah, Geisterseher, wer sollte uns denn belauschen können? Wir haben ja selbst die Thüre abgeschlossen."

Hinnerick hielt es für nothwendig, das Geräusch selbst zu erklären, und da er das Geschrei der Katzen täuschend nachzumachen verstand, so tappte er mit den Händen auf dem Stroh umher und führte ein steinerweichendes Katzenconcert auf.

„Das sind die Lauscher," sagte Maats verächtlich. „Katzen können Dir doch keinen Schrecken einjagen. Wenn's noch Ratten wären!"

Nach einer Pause fuhr Maats fort: „Also das Geld bekomme ich sofort? Du weißt, das ist meine Bedingung, und ich rechne darauf; denn wenn ich es habe, will ich keinen Augenblick länger in Holland bleiben, sondern meine Goldfässer holen."

„Dein Geld bekommst Du baar und auf Heller und Pfennig, vorausgesetzt, daß Du den Zug begleitest, denn bevor die Waare in meinem Keller ist, gebe ich keinen Gulden."

„Abgemacht!"

„Ja, abgemacht! Aber nicht wahr, die Geschichte von den Goldfässern ist doch nur ein Märchen?"

„Ist kein Märchen, sondern die reinste Wahrheit. Ich habe Dir übrigens die Geschichte nicht ganz zu Ende erzählt, weil wir durch Deine Furcht vor den Katzen gestört wurden. Höre also: Als ich den Sebastian Kemper allein auf der Insel ließ, wußte ich noch keineswegs, ob ich irgendwo Land finden würde, aber ich wollte meinen Schatz nicht mit ihm theilen; lieber fuhr ich in das Ungewisse hinein. Ich hatte übrigens Glück; denn schon am zweiten Tage landete ich an einem lieblichen Eilande, welches von Halbwilden bewohnt war. Glücklicher Weise erfuhr ich das erst später; denn ich fand den Strand leer. Meine erste Sorge war es nun, die Fässer an's Land zu rollen und zu vergraben. Es war eine leichte Mühe, denn das ganze Ufer bestand nur aus losem Sande. Am folgenden Tage begab ich mich weiter in die Insel hinein und traf mit den Eingebornen zusammen, die mich freundlich aufnahmen und mir sagten, daß häufig Schiffe an ihrer Insel anlandeten, um frisches Wasser einzunehmen. Das war mir auf der einen Seite lieb, weil ich Gelegenheit hatte, fortzukommen; auf der andern auch wieder nicht, weil ich mit meinen Goldfässern nicht zum Vorschein kommen durfte. Ich überlegte mir die Sache hin und her und kam zu dem Beschlusse, daß ich soviel Gold an mich nehmen wollte, wie ich tragen konnte; damit wollte ich in irgend einem Hafenplatze

ein kleines Schiff miethen, meine Fässer holen und nach Amerika gehen. Dort war ich für immer sicher.

„Ein Schiff kam nun auch sehr bald, aber wir litten Schiffbruch und wurden nach der Insel Ceylon verschlagen. Leider ging dabei mein Gold verloren und ich mußte jahrelang in saurem Schweiße arbeiten, bis ich nach und nach wieder eine kleine Summe gewann. Sie reichte für meinen Zweck nicht hin, aber wenn ich Colonialwaaren dafür anschaffte und diese nach Europa brachte, so ließ sich schon etwas damit anfangen. Nun weißt Du Alles."

„Ist es aber auch ganz sicher und gewiß?" fragte Bannmeyer, „daß der Hinnerick auf der Insel starb?"

„Verhungert und verdorben, so wahr ich Maats heiße."

„Wenn der einmal wieder käme, der könnte Einem einen häßlichen Streich spielen."

„Kommt niemals wieder, ebensowenig wie der Kapitain Van der Meulen und der Kemper."

„Wir können sie auch recht gut entbehren, Maats; aber warum hast Du mir eigentlich die Geschichte erzählt? So aus purer Freundschaft ist das sicher nicht geschehen; Du hast einen Grund dabei."

„Das habe ich auch. Sieh; ich fürchte, daß ich mit Deinem Gelde noch nicht recht lange. Wenn ich nun Jemanden hätte, der den Rest zulegte, so könnte ich nach Hebung des Schatzes schon ein Opfer bringen. Ich wollte Dir den Vorschlag machen, das Fehlende vorzustrecken. Wenn Du mir nicht traust, kannst Du die Reise mitmachen und Deinen Theil gleich in Empfang nehmen."

„So, Maats, das läßt sich hören, aber es will überlegt sein; und ich muß doch auch erst hören, was die Grete dazu sagt."

Dem Leser sei hier bemerkt, daß Maats von dem Golde nicht ein einziges Stückchen mehr besaß; denn es war ihm von Seeräubern abgejagt worden; aber

er wollte den geldgierigen Bannmeyer beschwindeln und ihn um eine hübsche Summe leichter machen.

Jetzt wurde an das Thor geklopft und eine Menge von Leuten, welche die Waaren über die Grenzen befördern sollten, traten ein. Hinnerick strengte seine Ohren an, um die Marschroute zu vernehmen.

„Leute," sagte Bannmeyer, „durch eine kleine List habe ich dafür gesorgt, daß sich die Douanen am Kniestock befinden; wir werden also ganz ungehindert am Heydkamp durchbrechen können; aber Vorsicht ist die Mutter der Porcellankammer. Ich rathe Euch deßhalb, Eure Waffen in guten Stand zu setzen. Diesmal werde ich selbst dabei sein und mich mit meinem Wägelchen in der Mitte des Zuges befinden. Nun packt Eure Kiepen, und Punkt elf Uhr marschiren wir ab."

Hinnerick hatte genug gehört; um seinen Rückzug zu verdecken, schlug er wieder ein ohrenzerreißendes Katzenmordio an und glitt dann auf der andern Seite in den Schuppen hinab. Sofort machte er sich auf den Weg zur Grenze. Er konnte dieselbe weit eher, als die Schmuggler erreichen; denn er hatte einen tüchtigen Vorsprung an Zeit. Rüstig schritt er weiter und kam am Zollhause an, als der Director eben in die obere Etage stieg, um sich in die Federn zu legen. Hinnerick ließ ihn bitten, noch einmal herunter zu kommen, da er ihm sehr wichtige Dinge mitzutheilen habe.

Etwas unwillig über die Störung kam der Mann herab und fragte ziemlich barsch, womit er dienen könne.

„Mein Herr," entgegnete Hinnerick, „ich muß allein mit Ihnen sprechen, haben Sie deßhalb die Güte, die Thüre zu schließen."

„Wir werden hier nicht gestört," entgegnete der Director.

„Gut, so muß ich Ihnen sagen, daß ich in einem Athem von Fliet bis hierher gelaufen bin, um Ihnen

anzuzeigen, daß heute Nacht am Heydkamp ein großer Schmugglerzug durchbrechen wird."

„Am Kniestock, meinen Sie!"

„Nein, nicht dort, sondern am Heydkamp; den Kniestock hat der Bannmeyer nur erfunden, um Ihre Beamten fortzulocken."

„Also, der Bannmeyer ist betheiligt?"

„Er ist mit seinem Wägelchen mitten unter der Schaar. Er und ein Meuchelmörder mit Namen Maats sind die Hauptpersonen, und Sie werden sich ein Verdienst erwerben, wenn Sie zur Ergreifung besonders des Letztern beitragen."

„Aber, mein Herr," antwortete der Zollbeamte, „ich kenne Sie nicht und es ist mir zu verzeihen, wenn ich Zweifel in Ihre Angabe setzte."

„Ich habe das so halb und halb vorausgesehen," sprach Hinnerick; „aber ich mache mich verbindlich, bei den Douanen zu bleiben. Wenn Sie es wünschen, lasse ich mich sogar binden, obschon ich lieber die Hände frei behalten möchte, um den Maats persönlich abzufassen."

Nach und nach überzeugte sich der Zollbeamte, daß er ihm trauen konnte. Er öffnete das Fenster und gab mit einer kleinen Pfeife ein Signal. Sogleich wurde dasselbe in der Nähe des Hauses erwiedert; dann durchlief es die ganze Rotte der Grenzaufseher, bis in eine weite Entfernung. Es dauerte nicht lange, so kamen die Männer nach dem Zollhause; es waren ihrer so viele, daß sie die ganze Stube füllten.

„Ich bekomme da eine saubere Mittheilung," redete er sie an, „und ich glaube, daß ich derselben trauen kann. In einer Stunde soll ein Durchbruch am Heydkamp stattfinden. Seid Ihr alle wohlbewaffnet?"

Die Männer nickten.

„Nun, so begebt Euch an die bezeichnete Stelle und seid aufmerksam, daß Euch Niemand entwischt. Den da aber nehmt Ihr in Eure Mitte, und wenn

seine Angaben sich nicht bewahrheiten, so bringt Ihr ihn gebunden wieder hierher."

Die Grenzaufseher machten sich mit Hinnerick auf den Weg und holten recht weit aus, um ja vor den Schmugglern an Ort und Stelle zu sein. Bald hatten sie den Heydkamp erreicht. Das Terrain war äußerst günstig für die Schmuggler; aber auch für die Grenzaufseher; denn sie konnten sich in den ziemlich tiefen Gräben, welche die Straße auf beiden Seiten begleiteten, niederducken, ohne daß sie gesehen wurden. Sie trafen nun ihre Anordnung so, daß die Gräben auf der großen Waldstrecke besetzt wurden, und vereinigten sich dahin, daß der Angriff erst stattfinden sollte, wenn die ganze Bande innerhalb dieser Doppelreihe angekommen sei.

Ungeduldig lagen sie in ihrem unbequemen Versteck und warteten. Fast gaben sie die Hoffnung auf, da rief Hinnerick leise: „Ich höre sie kommen! Seid auf Eurer Hut!"

Die Grenzaufseher schauten die Straße hinab und sahen jenseits des Waldes eine Anzahl dunkler Punkte sich vorwärts bewegen. Je näher sie kamen, desto deutlicher konnte man erkennen, daß es Menschen waren, welche Etwas auf dem Rücken trugen. In der Mitte befand sich ein Wagen. Die ganze Bande machte vor dem Walde Halt und Einer von der Schaar kam voraus und spähte rechts und links in den Wald. An die beiden Gräben dachte er nicht und hatte also im Entferntesten nicht die Vermuthung, daß er sich bereits zwischen einer Doppelreihe von Häschern befand. Nachdem er das Wäldchen bis über die jenseitige Grenze durchpassirt und keine Grenzwächter gefunden hatte, kehrte er zurück und gab seinen Kameraden durch Pfeifen zu erkennen, daß die Luft rein sei. Sofort setzte sich der Zug in Bewegung und kam bis in den Wald.

„Ich sagte Euch ja, daß ich sie Alle an den Kniestock gelockt habe," hörte man den Bannmeyer sich

rühmen. „Was werden sich die Burschen ärgern, wenn sie die ganze Nacht vergebens auf ihren Posten harren und keinen Schmuggler zu Gesicht bekommen. Ha, ich möchte mich todtlachen über diese gottvolle Geschichte!"

Die Kameraden stimmten in sein Lachen ein; aber dasselbe war noch nicht verhallt, als auf beiden Seiten des Weges die Grenzwächter emporsprangen und ihnen ein donnerndes Halt zuriefen. —

Eine platzende Granate hätte keinen größern Schrecken hervorrufen können. Sie standen wie gelähmt.

„Die Waaren niedergelegt! Ergebt Euch als Gefangene!" erscholl es von den Lippen des Anführers der Grenzwächter.

„Drauf, Jungens!" schrie Maats. „In Gefangenschaft gerathen wir immer noch früh genug!"

Sofort schoß er auf den Mann, der ihm am nächsten stand, und dieses war das Signal zu einem Kampfe, der ein blutiges Ende nehmen sollte. Von beiden Seiten knallten die Schüsse und man sah mehrere von den Schmugglern niederstürzen. Bannmeyer gab seinem Pferde die Peitsche, um rasch zu entkommen, aber ein Douane griff seinem Pferde in die Zügel. Da besann sich der Bannmeyer nicht lange, sondern schoß ebenfalls. Seine Kugel fehlte, aber er selbst erhielt eine in die Brust, welche ihn todt dahinstreckte.

Hinnerick hatte es hauptsächlich auf den Maats abgesehen. Er folgte ihm von Baum zu Baum, konnte aber seiner nicht habhaft werden. Es schien aber, daß unser Herrgott selbst sich in's Mittel legen wollte; denn Maats strauchelte über eine Baumwurzel und schlug der Länge nach dahin. Hinnerick faßte ihn im Genick, schleppte ihn bis an den Graben und ließ ihn dort binden.

„So, Du einäugiger Schurke," sagte er, „jetzt werden wir unsere Rechnung von wegen der Insel und den Goldfässern ausgleichen."

Maats erkannte ihn an der Stimme und knickte zusammen; denn nun mußte er das Schlimmste fürchten. Noch einmal raffte er seine Energie zusammen und rief: „Kameraden, wehrt Euch bis auf den letzten Blutstropfen; es geht uns sonst an Hals und Kragen!"

Mit dem Wehren aber hatte es gute Zeit; denn die sämmtlichen Schmuggler waren bereits unschädlich gemacht und gebunden. Einige waren verwundet, todt aber nur der Bannmeyer.

Diejenigen, welche unverwundet waren, mußten ihre Last wieder auf den Rücken nehmen; mit den übrigen Ballen beluden sich die Grenzaufseher, und nun traten sie den Marsch zum Zollhause an, wo der Director sie bereits erwartete.

„Das ist ein prachtvoller Fang," sagte er schmunzelnd, „und da fällt ein gut Theil Profit auf uns."

Als er den Leichnam des Bannmeyer sah, schüttelte er erstaunt den Kopf. „Der Schurke," sagte er, „wie oft hat er mich unter dem Anscheine der Ehrlichkeit hinter das Licht geführt! Die Hand Gottes hat aber auch ihn erreicht."

„Leute," fuhr er fort, „wir können die Gefangenen hier nicht unterbringen; sie müssen sogleich zur Stadt transportirt werden. Acht oder Neun reichen vollkommen aus, den Transport zu leiten; die Andern aber bleiben hier, damit ich sogleich ein Protokoll aufnehme."

Hinnerick band den Maats mit einem Strick hinten an das Wägelchen, schwang sich auf den Bock, ergriff die Peitsche und sprach: „Diese Beiden führe ich! Ich denke, es wird mir gestattet sein, denn ohne meine Hülfe hätten sie Euch ein Schnippchen geschlagen, und die Waaren wären nun längst über die Grenze."

XVII. Kapitel.

Wie Maats sich die Sachen zurechtlegt. — Das Kreuz. — Barmherziger Himmel, was ist das? — Der Huppert. — Die Grete. — Die Ohnmacht. — In der Todtenkammer. — Hinnerick räth der Grete zur Flucht. — Sie verkriecht sich in den Keller. — Grete auf dem Grabe der Mutter. — Der Küster kommt. — Wächter hinter und vor dem Hause. — In einem Fasse verborgen. — Eine Stimme in der Mauer.

Der Mond war jetzt über das Gewölk emporgestiegen und schien so hell auf die Erde nieder, daß er den langen Zug der Gefangenen deutlich erkennen ließ. Die Verwundeten seufzten, die Gesunden stießen leise Verwünschungen aus, daß sie sich wegen des hohen Lohnes in das gefährliche Unternehmen eingelassen hatten; Maats aber brütete düster vor sich hin und versetzte sich in die Zeit zurück, wo er den Hinnerick auf der einsamen Insel zurückgelassen hatte. „Donnerwetter, wenn ich nicht ein Rettungsmittel erfinde, so kann es mir den Kopf kosten."

Er schauderte, aber bald wurde er wieder ruhiger. „Wer kann denn Etwas gegen mich beweisen?" dachte er. „Niemand ist Zeuge gewesen, als Der da. Und der ist nur ein Mann, dem man nicht mehr glauben darf, als mir. Und wenn man ihm glaubt, gut, so gebe ich an, daß er Derjenige gewesen, welcher das Gold stehlen wollte, und daß ich die Absicht hatte, es der Compagnie zu erhalten. Besser wäre es freilich, wenn der Kerl umgekommen wäre, aber da dies nicht der Fall ist, so muß ich mir durchzuhelfen suchen. Wie gut ist es nun, daß der Kapitain Van der Meulen und seine Consorten nicht mehr am Leben sind! Und nun diese Affaire! Sie hat nicht viel auf sich; denn der Bannmeyer ist todt und ich gebe an, daß ich wie die Andern von ihm gedungen war. Einige Monate Gefängniß lassen sich schon ertragen."

Auf diese Weise tröstete er sich selbst; als sie aber

an dem Kreuze vorüberkamen, wandte er den Kopf ab und dachte: „Hätte ich Den mehr zu Rathe gezogen, wie es mir die kleine Kröte so oft sagte, so wäre es so weit nicht gekommen.“

Der Morgen dämmerte, als sie an der Stadt ankamen, und Huppert schloß soeben das Thor auf. Seine schläfrigen Augen wurden mit einem Male sehr groß, als er den Zug sah. An das Wägelchen tretend, fuhr er erschrocken zurück, denn er sah denn Bannmeyer todt in seinem Blute.

„Barmherziger Himmel,“ rief er, „was ist das?“

„Ein Opfer des Schmuggels,“ antwortete Hinnerick; „die Grenzaufseher haben ihn heute Nacht am Heydkamp erschossen.“

Huppert wollte noch mehr fragen, aber Hinnerick peitschte das Pferdchen und fuhr durch das Gewölbe in die Stadt. Die Einwohner lagen noch in den Betten und die Straßen waren leer. Hinnerick fuhr auf das Haus des Bannmeyer zu und der ganze Zug folgte.

Die Grete hatte sich eben erhoben und gleich beim ersten Schritte in die Wohnräume Manches gefunden, was ihren Zorn reizte. Sie wetterte wie eine Furie und schrie: „Wenn mein Mann nach Hause kommt, soll er Euch allesammt aus dem Dienste jagen; denn Ihr verdient das Brod nicht, welches Ihr eßt.“

„Sie ist noch immer die Alte,“ dachte Hinnerick und klopfte an die noch verschlossene Thüre. Die Bannmeyer kam selbst, um zu öffnen. Ihr Blick glitt über den langen Zug der Gefangenen und der Grenzwächter. „Was bringst Du denn?“ fragte sie ärgerlich.

„Euern Mann,“ gab Hinnerick zur Antwort. „Die Grenzwächter haben seinem Handwerke heute Nacht ein Ende gemacht.“

Jetzt erst gewahrte Grete, daß ihr Mann, von Blut besudelt, in seinem Wägelchen lag; und wie ein Blitz aus jäher Luft that sich ihr Verständniß auf. So rauh auch ihre Natur war, so war der Eindruck

doch ein zu gewaltiger. Mit einem Schrei, der die ganze Straße entlang tönte, sank sie auf der Schwelle zusammen.

Wie ein Lauffeuer hatte sich das Ereigniß unterdessen in der Stadt verbreitet, und von allen Seiten strömten die Leute zusammen und umlagerten das Haus, wo die ohnmächtige Grete und der todte Bannmeyer hineingetragen wurden. Als dieses geschehen war, ging der Zug zum Bürgermeister, der die sämmtlichen Schmuggler einstweilen hinter Schloß und Riegel setzen ließ.

Grete blieb lange in ihrer Ohnmacht liegen. Als sie wieder zu sich kam, fielen ihre Augen auf den Todten. Erbebend legte sie ihre Hände vor die Augen und schluchzte; sie wagte nicht, in das starre, bleiche Antlitz zu sehen, das sie anklagte; denn sie war es ja gewesen, welche ihm den ersten Gedanken an das Schmuggeln eingehaucht, welche ihn fortwährend wieder hinausgetrieben, wenn er sich mit dem bereits gemachten Gewinne begnügen wollte. Es war nicht Schmerz um den Geschiedenen, was sie bewegte, sondern Furcht und Entsetzen; denn nicht die Liebe hatte sie an diesen Mann gekettet, sondern der Vortheil. Lange konnte sie es in der unheimlichen Todtenkammer nicht aushalten. Rückwärts gehend verließ sie das Zimmer und begab sich in die Küche. Die Mägde waren nicht da; die Angst hatte sie in den Garten hinausgetrieben. Sie wollte nach, denn sie wagte es nicht, mit dem Leichname allein zu bleiben. Da trat Hinnerick ein.

„Um Gotteswillen," rief sie ihm entgegen, „wie ist dieses Unglück entstanden?"

„Das könnt Ihr Euch leicht denken, Grete," antwortete er, „weil Ihr mich hier seht. Bannmeyer hat mich auf Ihr Anstiften so schnöde und nichtswürdig behandelt, daß ich Euch Beiden unmöglich gut sein konnte; aber verrathen hätte ich ihn am Ende doch nicht, wenn er sich nicht mit einem Mörder, meinem Todfeinde eingelassen hätte. Den mußte ich um jeden

Preis in Ketten bringen; deßhalb verrieth ich den Handel; und da Bannmeyer thöricht genug war, sich mit Waffen zur Wehre zu setzen, so wurde er erschossen."

„Du bist also gekommen," rief sie, „um mir anzuzeigen, daß Du Dich gerächt hast."

„Nein," entgegnete Hinnerick, „der Grund meines Hierseins steht auf besserem Boden. Ich bin gekommen, um Euch zu sagen, daß Ihr wohl thut, Euch auf die Flucht zu begeben."

„Warum?"

„Erstens, weil Ihr bei dem Schmugglergeschäfte die Hauptperson gewesen, hauptsächlich aber wegen der Geschichte mit dem Sebastian Kemper. Ihr habt damals den Rath gegeben, denselben an den Kapitain Van der Meulen zu verkaufen. Ihr werdet also wahrscheinlich des Menschenraubes angeklagt werden."

Sie schrak zusammen, erholte sich aber bald wieder und sprach: „Der Kapitain und die Kemper sind in den Wellen umgekommen; es kann also Niemand gegen mich zeugen."

„Da seid Ihr im Irrthum, Grete; die sämmtlichen Personen sind noch am Leben und wohnen augenblicklich in Fliet. Ich wiederhole also noch einmal, daß Ihr wohlthut, Euch aus dem Staube zu machen. Adieu!"

Hinnerick verließ das Haus; die Grete aber brach zusammen; denn dieser neue Schlag berührte sie unmittelbar selbst. „Er hat Recht, ich muß mich aus dem Staube machen," murmelte sie, indem vor Angst ihre Zähne zusammenklapperten. Aber wie konnte sie sich von ihrem schönen Besitzthume trennen, zu dessen Erwerb sie so viele Jahre gebraucht hatte, für welches sie Sünden auf Sünden, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hatte! Ihr Auge flog über die vielen Reichthümer; sie konnte sich nicht entschließen.

Während sie noch überlegte, zogen zwei Festungssoldaten mit geladenen Gewehren auf das Haus zu. Nun war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß

sie bewacht wurde. Eiligst ging sie an einen Schrank, machte ihre Taschen voll Geld, schlug eine große Regenhülle um den Kopf und verließ das Haus durch die Hinterthüre. Die Straßen waren menschenleer; denn die Leute umlagerten das Gemeindehaus. Sie konnte sich also ungesehen entfernen. Schon war sie unter dem Thorgewölbe angekommen, da hörte sie Huppert's Stimme. Rasch eilte sie zurück, schloß das Häuschen auf, wo ihre Schmugglerwaaren lagerten, und verkroch sich in den Keller.

„Heute Nacht, wenn Alles schläft," dachte sie, „dann steige ich über die Mauer und laufe über die Grenze."

Im Keller wurde es ihr indessen auch bald unheimlich; denn überall glaubte sie den Geist ihres Mannes zu sehen. Sie verließ also den dunkeln Raum wieder und ging hinauf in die Küche, wo sie Alles vernehmen konnte, was sich auf der Straße begab. Alle Leute, welche vorüberkamen, sprachen von dem schrecklichen Ereignisse, und sie mußte manche Verwünschung anhören, welche über die Grete ausgesprochen wurde.

„Sie hat sich noch bei Zeiten auf und davon gemacht," hörte sie eine Stimme sagen. „Daran hat sie wohl gethan," antwortete eine andere; „denn es steht fest, daß man sie noch heute geholt und eingesperrt hätte."

Ihr Herz schlug hoch vor Freude, daß sie dem Rathe Hinnerick's Folge geleistet, und sie nahm sich fest vor, sobald als möglich zu entwischen. Der Tag wurde ihr zur Ewigkeit und mit Angst und Bangen wanderte sie von einem Raume zum andern. In der Einsamkeit des kleinen Hauses kam sie auch zum Nachdenken über ihre Vergangenheit. Mehr als tausend Mal verwünschte sie jetzt ihren unersättlichen Durst nach Gold; und die guten Lehren, welche sie als Kind von ihrer Mutter erhalten, kamen ihr wieder in's Gedächtniß. Seit dieselbe auf dem Kirchhofe der Stadt

lag, hatte sie nur selten an sie gedacht; heute aber, wo sie gezwungen war, Abschied zu nehmen von Allem, was sie besaß, war es ihr, als müsse sie sich auf ihrem Grabe Kraft zu der bevorstehenden Flucht holen. Als es ganz dunkel geworden war, schlug sie sich in ihre Hülle und verließ das Häuschen. Aengstlich im Schatten der Häuser vorüberschleichend gelangte sie auf den Kirchhof und umschlich den Chor. Dort zwischen den Grabkreuzen warf sie sich nieder und stöhnte: „Mutter, Mutter, Du siehst Dein unglückliches Kind in namenloser Pein. Sieh' herab auf mich! Hilf mir in meiner trostlosen Lage. Laß mich nicht umkommen, wie den Bannmeyer! Rette mich! Ich weiß, daß ich Dein Mitleid nicht verdient habe, weil ich Deine Lehren nicht befolgte; aber ich bin ja doch Dein Kind, und die Mütter verlassen ihre Kinder nicht!"

Lauter und lauter wurde ihr Rufen. Wie der helle Wahnsinn erklang es durch die stillen Räume des Kirchhofes; dann warf sie sich auf den Boden, raufte das Gras von den Gräbern und schluchzte, daß ihre Stimme fast erstickte.

Endlich wurde sie aufmerksam auf sich selbst und flüsterte: „Mein Gott, mein Gott, wenn mich die Leute hören, so werden sie kommen und mich verhaften!"

Im nächsten Augenblicke aber hatte sie die Gefahr, worin sie schwebte, wieder vergessen, und von Neuem begann das Schluchzen, eine Art von unaufhaltsamem Weinkrampfe.

Der Küster, dessen Wohnung auf dem Kirchhofe lag, saß vor seinem Tische und machte einige, sein Amt betreffende Notizen. Plötzlich legte er die Feder weg und horchte. Das halb wahnsinnige Gejammer drang an sein Ohr und er wußte nicht, was er aus demselben machen sollte. Wie es bei Leuten seines Characters wohl der Fall ist, brachte er dieses unerklärliche Gewinsel mit übernatürlichen Ursachen zusammen, und fast fürchtete er sich, die Stube zu ver-

lassen. Als aber die Stimme immer vernehmlicher in sein Ohr drang, glaubte er, es sei zufällig Jemand in die Kirche eingeschlossen worden, der sich im Dunkeln entsetzlich fürchte. Entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, zündete er seine Laterne an, warf einen Mantel um, nahm die Kirchenschlüssel und ging zögernd hinaus. Als er den Kirchhof betrat, überzeugte er sich, daß das Jammern zwischen den Grabsteinen hervorklang. Fast wäre er wieder umgekehrt, denn in seinem Kopfe kreuzten sich eine Menge von Geister- und Spukgeschichten; aber nach kurzem Ueberlegen faßte er doch wieder Muth, hielt die Laterne hoch und schritt vorwärts. Da sah er eine verhüllte Gestalt am Boden kauern, welche ihre Mutter um Hülfe und Beistand anflehte. Die Stimme war ihm bekannt. Näher tretend leuchtete er dem Weibe in's Gesicht und rief: „Ihr seid es, Grete? Wahrlich, der Ort ist nicht gut gewählt! Ihr hättet früher an die Todten denken sollen. Jetzt, wo Ihr es so weit habt kommen lassen, thätet Ihr besser, an Eure Sicherheit zu denken."

Grete stieß einen Schrei aus, erhob sich und lief eiligst hinweg. Mehrmals schaute sie sich auf dem Wege furchtsam um, denn sie glaubte, daß die Verfolger schon hinter ihr seien. Durch die Thore konnte sie nicht entkommen, denn sie waren um diese Zeit schon geschlossen und Jeder, welcher aus der Stadt wollte, mußte sich vom Thorwächter öffnen lassen. Es blieb ihr also Nichts übrig, als sich wieder in dem Häuschen zu verstecken und bei vorgerückter Nacht über die Stadtmauer zu klettern. Ungesehen kam sie auch daselbst an, schlich hinein und schloß die Thüre ab. Dann ging sie auf den kleinen Hof, um nachzusehen, ob die Leitern, deren sie sich bedienen mußte, noch da seien. Sie lehnten unter der Mauer; aber sie hörte außerhalb zwei Männer mit einander sprechen. „Jan," sagte der Eine, „heute Nacht soll in dieser verfluchten Spelunke Haussuchung gehalten werden; denn man ist bei dem

Verhör dahinter gekommen, daß sie als Niederlage für den erschossenen Schmuggler gedient hat, und da man weiß, daß man bei dem Geschäfte hier über die Mauer gestiegen ist, so hält man es nicht für unmöglich, daß die nichtsnützige Grete sich hier versteckt hält. Wir werden also unsern Augen die Kost geben müssen, damit sie uns nicht entwischt."

Grete glaubte in die Erde zu sinken; denn nun war ihr der einzige Weg zur Flucht abgeschnitten. In ihrer Verzweiflung wollte sie nun das Haus durch die vordere Thüre verlassen, sich irgendwo in der Stadt verstecken und am folgenden Tage die Flucht versuchen. Glücklicher Weise hatte sie noch Geld bei sich und sie meinte, sie werde sich damit wohl bei irgendeinem armen Kerl Hülfe verschaffen.

Aber welch' ein Schrecken kam über sie, als sie nun auch vor der Hausthüre zwei Männer hörte, die sich in Schmähungen über sie ergingen. Sie griff sich in die Haare und mußte sich zusammennehmen, daß sie nicht laut aufschrie. „Mein Gott," dachte sie, „wenn die Haussuchung vorgenommen wird, so finden sie mich und ich bin verloren."

Da fiel ihr der geheime Keller ein und sie eilte hinab, um sich in demselben zu verstecken. Mit einer Anstrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne lief, räumte sie das Holz hinweg und verkroch sich unter die Ballen und Säcke. So viel es anging, deckte sie dieselben über sich; aber das war ihr immer noch nicht sicher genug und sich suchte nach einem bessern Verstecke. Da gewahrte sie vor einem Berge von Ballen und Packeten ein leeres Faß. In dieses kroch sie hinein und deckte die Oeffnung mit einem Haufen Säcken zu.

„Hier bin ich sicher," dachte sie. „Niemand denkt daran, mich in dem Fasse zu suchen."

Als sie sich bequem zurechtgesetzt hatte, hörte sie an der Hausthüre hämmern.

„Sie sind da," flüsterte sie; „sie schlagen die

Thüre ein." So war es wirklich, und bald nachher traten die Behörden ein, um nach ihr und den Waaren zu suchen. Sie gingen durch alle Zimmer des Hauses, und da sie nicht fanden, was sie suchten, so kamen sie auch in den Keller hinab und leuchteten überall umher.

„Auch hier ist Nichts," sagte der Bürgermeister.

„Räumen wir jenen Holzhaufen weg," sprach der Polizeidiener. „Der Bannmeyer wird freilich nicht so unklug gewesen sein, seine Waaren offen an den Tag zu legen."

Grete hörte jedes Wort, und ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen.

„Was war das?" fragte der Bürgermeister. „Es schien eine Stimme aus der Mauer zu kommen."

Sie horchten, aber Alles wurde wieder stille. Unterdessen hatte der Polizeidiener das Holz hinweggeräumt und entdeckte die Oeffnung, welche in den zweiten Keller führte. Mit dem Lichte hineinleuchtend, rief er: „Wahrhaftig, da ist die Niederlage!"

Die Andern kamen nach und verwunderten sich nicht wenig über den ungeheuern Vorrath von Waaren. Sie griffen hier und dort einen Sack oder einen Ballen aus dem Haufen und überzeugten sich von dem Inhalte.

„Das giebt eine Tagesarbeit," sagte der Bürgermeister; „wir wollen uns dieselbe für morgen aufsparen."

Nachdem sie noch einmal in allen Ecken umher geleuchtet und sich überzeugt hatten, daß die Gesuchte nicht da war, sagte der Bürgermeister: „Die Grete ist nicht da. Sie hat sich entweder in der Stadt versteckt oder ist schon über die Berge."

Grete athmete hoch auf; sie hielt sich schon für gerettet. Ihre Hoffnung stieg noch höher, als sie hörte, wie die Männer die Treppe hinaufgingen; aber sie durfte sich noch nicht aus ihrem Verstecke heraus wagen; denn sie weilten noch immer in den obern

Räumen und öffneten die Schränke und die Wandkästen. Endlich hörte sie, wie die Schritte im Hausflur verhallten und die Männer auf die Straße gingen.

XVIII. Kapitel.

Grete erdrückt und erstickt. — Geister im Schmugglerhause. — Ein Fuß kommt zum Vorscheine. — Die Leiche. — Die Wache. — Sebastian steigt in der Achtung der Leute. — Der Thurm auf der Stadtmauer. — Wie das Gefängniß aussah. — Maats entflieht. — Wieder in der Scheune zu Fliet. — Der Nachtwächter. — Die Verhaftung.

Sie warf jetzt die Säcke von dem Fasse hinweg und kroch aus demselben hervor. Da dasselbe ziemlich hoch war, so kam sie damit nicht so leicht zu Stande, sondern das Faß schlug um. Die Ballen und Säcke hatten schon durch das Herausziehen einzelner Colli das Gleichgewicht verloren. Durch den Fall und den Stoß kamen sie in's Rutschen, und mit einem furchtbaren Gepolter und Gekrach rollten die schweren Kisten und Säcke von Oben herab und verschütteten sie. Die Last, welche auf ihr lag, war so schwer, daß sie kein Glied rühren konnte; nur den Mund hatte sie noch frei. Sie schrie so laut, daß es in dem Kellergewölbe ganz unheimlich wiederhallte. Noch immer polterten einige Säcke herab und rollten um sie herum. Mit Schrecken mußte sie an den Fall denken, daß einer von den Säcken ihren Mund verdeckte und ihr den Athem nehme. Die Schmerzen wurden aber schon in den ersten Secunden so furchtbar, daß sie es als eine Gunst des Himmels betrachtet hätte, wenn es geschehen wäre.

„Ach, ich bin verloren, ich bin verloren!" jammerte sie und schrie, daß ihre Stimme ganz heiser wurde und zuletzt nur noch einem hinsterbenden Röcheln glich. Mit

jeder Secunde nahm das Schreckliche ihrer Lage zu und sie fühlte deutlich, daß sie nur noch eine kurze Zeit leben konnte.

„Ach, ach, und ich habe so viele Sünden begangen," jammerte sie. Sie that Gelübde über Gelübde; all ihr Gold wollte sie den Armen geben und mit Ergebung die Strafen ertragen, welche über sie verhängt wür-den, wenn sie nur mit dem Leben davon käme, um sich bessern zu können. Die Schmerzen wurden immer unerträglicher, aber noch grimmiger wühlte in ihr die Angst vor dem Gerichte und sie betete unaufhörlich Reue und Leid. Noch ein leises Wimmern, ein Auf-schrei, dann wurde es stille im Keller; sie hatte auf-gehört zu leben.

„Herr Bürgermeister," sagte einer der Wächter am folgenden Tage, „wenn Sie mir das Häuschen mit Allem, was darin ist, schenken, so stehe ich freiwillig keine zweite Nacht hier Wache. Wenn unten keine Geister umgehen, so will ich ein Schelm sein. Die halbe Nacht war ein Gewinsel, ein Gejammer und Ge-schrei da unten, als ob der böse Feind seine Martern an den Verdammten ausübte."

Der Bürgermeister lächelte ungläubig und ging mit den Beamten die Treppe hinab, wo sie sogleich begannen, die Ballen fortzunehmen; denn oben hielten Wagen, welche sie in das Gemeindehaus fahren sollten. Die Träger wanderten die Treppe hinauf und herab; die Arbeit kostete manchen Schweißtropfen.

„Mein Gott, was ist das? Da kommt ein Fuß zum Vorschein!" rief einer der Träger, als er einen Ballen Kaffeebohnen vom Boden aufhob. Alle Augen flogen auf den Boden, alle sahen das Bein. Man dachte an einen Mord und räumte mit der größten Eilfertigkeit die Gegenstände von dem Leichname hinweg.

„Die Grete!" riefen Alle wie aus einem Munde.

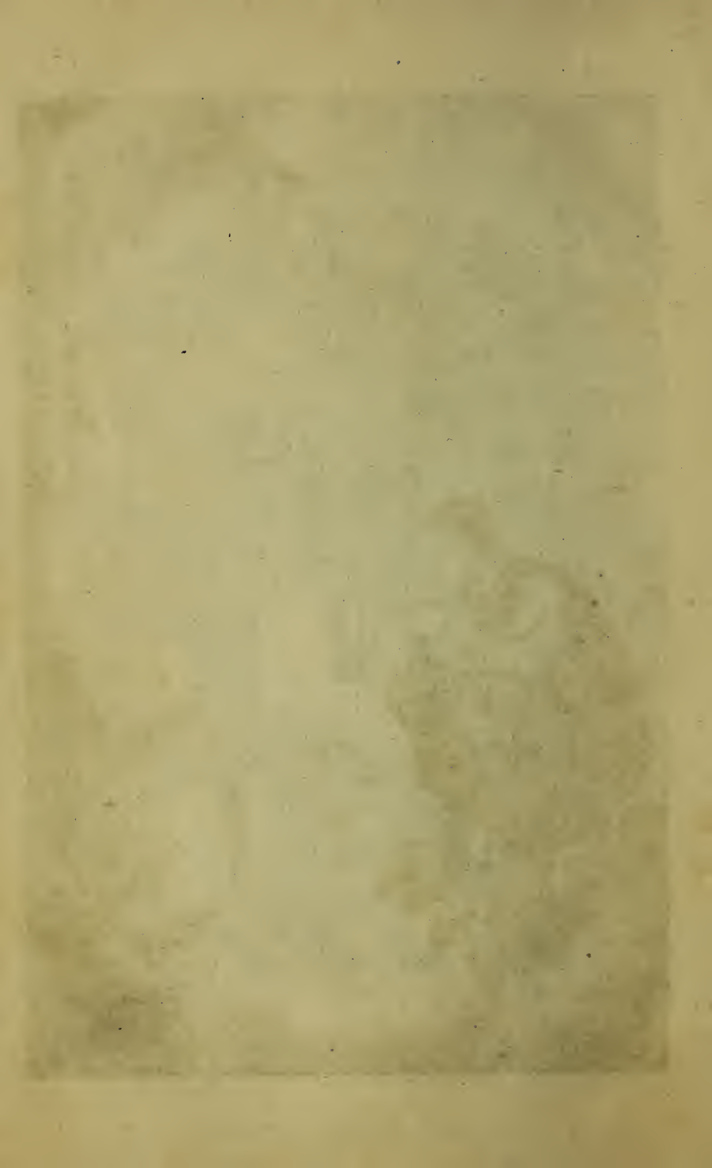
„Ja, die Grete," antwortete der Bürgermeister. „Sie hat sich zwischen den Ballen verstecken wollen, und da ist sie von den stürzenden Colli's begraben

S. 155.



C. Clasen. Druck durch G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, Schmuggler und Seefahrer.



worden. Das schwere Gewicht hat sie erdrückt. Das also ist das Jammern und Stöhnen gewesen, welches die Wächter gehört haben! Hier hat Gott schon gerichtet; der irdische Spruch braucht nicht gefällt zu werden."

Tief erschüttert umstanden die Arbeiter und die obrigkeitlichen Personen die Leiche, bis der Bürgermeister den Befehl gab, sie hinaufzutragen und auf einem der Wagen in ihr Haus zu fahren.

Die Durchsuchung des stets so geheimnißvoll geschlossenen Hauses hatte eine große Menschenmenge herbeigezogen. Sie umgaben die Wagen und die Hausthüre und schauten mit offenem Munde zu, wie immer neue Ballen aus dem Hause gebracht wurden. Wer aber beschreibt den Eindruck, der bei ihnen hervorgebracht wurde, als nun die Leiche der Grete heraufgetragen wurde.

„Sie hat Hand an sich selbst gelegt!" schrien die Einen. „Nein, sie ist von ihren Mitschuldigen ermordet worden!" sagten die Andern.

Die Träger belehrten sie eines Bessern. Da bei kreuzten sich die Leute und sagten: „Das ist Gottes Strafgericht!"

Der ganze Haufen folgte nun dem Wagen, auf welchen die Leiche gelegt worden, und der Eine rief dem Andern zu, was sich in dem Keller des Bannmeyer begeben. Als der Wagen still hielt, kamen die Knechte und Mägde aus dem Hause gestürzt, um zu sehen, was der Menschenauflauf zu bedeuten habe. Als sie die Grete sahen, fuhren sie entsetzt zurück. Keiner von ihnen liebte sie, denn sie hatte ohne Unterschied alle bis auf das Blut gequält; aber Mitleid erfaßte sie doch, als sie hörten, welch eines qualvollen Todes sie gestorben sei.

Die Leiche wurde nun vom Wagen gehoben und in das Gemach getragen, wo der Erschossene lag. An seiner Seite fand sie Platz. Zum Grausen und Entsetzen der Hausbewohner lag nun das würdige Paar,

welches eine lange Reihe von Jahren in schönster Uebereinstimmung Sünde auf Sünde, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hatte, in derselben Stube, wo sie alle begangenen Schurkereien zusammen geplant hatten. Ohne Religion hatten sie gelebt, ohne die Tröstungen derselben waren sie aus der Welt gegangen.

„Bei den Leichen muß eine Wache sein!“ sprach der Bürgermeister; „wer will dieselbe übernehmen?“

Niemand meldete sich, und die sämmtlichen Dienstboten erklärten, daß sie um keinen Preis die Nacht im Hause zubringen würden, sondern dasselbe sogleich verlassen wollten. Das Haus wurde deßhalb verschlossen und die Wache außerhalb desselben auf der Straße aufgestellt.

In der Stadt herrschte der alte Gebrauch, daß sich die Nachbarn im Todtengemache einfanden und bis zum Begräbniß jede Nacht von der Dunkelheit bis zur Morgendämmerung für die Seelenruhe des Verstorbenen beteten. Hier aber wollte sich Niemand dazu hergeben; denn es war den Leuten zu Muthe, als wenn der böse Geist zwischen den Leichen säße. Man kann sich leicht denken, daß in den nächsten Tagen der Doppeltod und die Schmuggelei das einzige Gespräch in der Stadt ausmachten. Man rief sich wieder Alles in's Gedächtniß zurück, was in Bannmeyer's Hause vorgegangen; dabei erinnerte man sich auch des Sebastian Kemper und seiner Familie. Es fiel den Leuten wieder ein, daß er in dem kleinen Häuschen gewohnt habe und schon nach kurzer Zeit von dem Bannmeyer vertrieben worden war.

Der Thorwächter Huppert sagte: „Jetzt kann ich mir Manches erklären. Der Sebastian war so arm, daß er schwarzen Hunger litt; ich weiß das ganz genau, denn die Agnes erbat sich einmal sogar ein Stücklein Brod bei mir, weil die Mariechen vor Hunger weinte. Ich möchte darauf wetten, daß der Sebastian zu ehrlich war, um auf seine Vorschläge einzugehen, und darum mußte er Knall und Fall aus dem

Hause! Wär's anders gewesen, so konnte der Sebastian wohl da bleiben, und es würde ihm an Nichts gefehlt haben."

Das leuchtete den Leuten ein, und nun waren sie Alle Kemper's eifrigste Lobredner, obschon sie ihm in der höchsten Noth ohne Hülfe den Rücken gekehrt hatten.

Am dritten Tage wurden die Bannmeyer begraben; aber es ging Niemand mit der Leiche, als die Pfarrgeistlichkeit; denn man hatte ein Gefühl, als wenn man sich der begangenen Verbrechen durch das geringste Zeichen der Theilnahme mit schuldig mache. Der alte Küster schaute mit geisterhaften Augen auf das Grab, in welchem sie gebettet wurden. „Sie hat sich den Platz noch bei Lebzeiten ausgesucht," sagte er nach dem Begräbnisse, „denn hier fand ich sie liegen; hier stieß sie das Geschrei der Verzweiflung aus und flehte zu ihrer seligen Mutter, der sie im Leben so wenig Freude machte."

Wir müssen uns nun wieder einmal nach den Gefangenen umsehen. Der Festungscommandant Scheiter hatte einen von den Thürmen, die auf der Stadtmauer standen, als Gefängniß hergegeben; und dort saß Maats, von den Uebrigen getrennt, in einem besondern Gemache. Der Thurm hatte viele Jahre ungebraucht dagelegen und war deßhalb nicht in der besten Verfassung. Dieser Umstand war Maats nicht entgangen, und er baute darauf seine Fluchtpläne. Als er in sein Gefängniß gebracht wurde, riegelte der Schließer die Thüre fest zu und schob von Außen noch einen Barren vor.

„Na," lächelte Maats boshaft, „Du Schwachkopf könntest Dir diese Mühe sparen; denn ich werde mich hüten, dem Teufel in den Rachen zu laufen."

Sobald er allein war, stellte er eine genaue Untersuchung des Zimmers an. In einer Ecke stand ein eiserner Ofen, welcher von Außen geheizt wurde und fest in die Wand eingelassen war. Ihm gegenüber be-

fand sich ein Bett, das heißt ein niedriges hölzernes Gestell mit einem Strohsacke darin. Ueber dem Bette war ein mit starken Eisenstäben vergittertes Fenster. Hierzu noch ein kleiner Schemel zum Sitzen gerechnet, so war die ganze Ausstattung seines Gefängnisses fertig.

„Hm", sagte er mit aufgeworfenen Lippen zu sich selber, „ich habe es fertig gebracht, mitten auf dem Ocean aus einem Schiffe zu entkommen. Ich denke, es wird nicht schwer sein, auch aus diesem alten, wackeligen Thurme zu entfliehen. Wir müssen einmal nachsehen, welche Aussichten sich darbieten."

Den Schemel auf das Bett setzend, kletterte er zu dem Fenster empor und untersuchte die Eisenstäbe. Sie waren so fest in den Stein eingelassen, daß sie sich nicht rührten. Durchsägen konnte er sie auch nicht, denn er hatte keine Werkzeuge bei sich.

Mit dem Fuße auf den Boden stampfend, suchte er sich zu überzeugen, ob derselbe massiv sei.

„Da ist ebenfalls nicht durchzukommen," murmelte er. „Denn es scheint ein dickes Gewölbe zu sein. Wie aber sieht's mit der Thurmwand aus? Sie kann höchstens zwei Schuh dick sein; wenn ich fleißig wäre, könnte ich sie in einer Nacht durchbrechen, und ich habe glücklicher Weise noch einen Dolch bei mir, der ihren Späheraugen entgangen ist."

Das Bett stand zufälliger Weise an der dem Felde zugekehrten Wand. Diesen Umstand benutzte er, rückte es von seiner Stelle, nahm den Dolch aus seinem Gewande und begann sogleich den Mörtel abzukratzen. Zu seiner größten Freude fand er, daß die Steine unter demselben morsch und bröckelig waren und sich mit seinem scharfen Instrumente leicht von einander trennen ließen. Stundenlang arbeitete er, und der eine Stein nach dem andern fiel auf den Strohsack, den er zur Vermeidung des Geräusches auf den Boden gebreitet hatte. Mehrere Stunden vergingen in angestrengter Thätigkeit. Endlich hielt er inne, denn nun

mußte bald die Zeit kommen, wo der Schließer wieder erschien. Er steckte deßhalb den Dolch zu sich, sammelte das losgebrochene Gestein in seine Bettstelle, legte den Strohsack darüber und rückte das Bett wieder fest an die Wand. Der Schließer blieb auch nicht lange aus; aber er hatte keine Ahnung von dem, was vorgegangen.

„Mein Freund," sagte er, „Gottes Gericht räumt schnell unter den Schuldigen auf. Bannmeyer ist erschossen und seine Frau hat man so eben todt unter ihren geschmuggelten Waaren hervorgezogen. Wer weiß, wie lange es dauert, so ruft er auch Euch in die Ewigkeit ab. Ihr würdet deßhalb meines Bedünkens wohl thun, wenn Ihr Euch an die Barmherzigkeit des Himmels wendetet und Euch auf einen jähen und unvorhergesehenen Tod vorbereitetet."

Maats hörte wenig auf ihn; denn seine Gedanken waren zu sehr mit der Flucht beschäftigt. Sobald er fort war, begab er sich wieder an die Arbeit und setzte dieselbe fort, bis er durch eine Ritze das Tageslicht schimmern sah. Nun wartete er die Nacht ab. Kaum war dieselbe angebrochen, als er den letzten Rest des Gemäuers entfernte und das Loch so weit machte, daß er hindurch schlüpfen konnte. Vor Aufregung bebend schnitt er nun den Strohsack in lange Riemen, knüpfte dieselben zusammen, befestigte das eine Ende am Bettpfosten und ließ sich hinab. Da die Höhe nicht sehr bedeutend war, so gelangte er ohne alle Schwierigkeit auf den Boden. Lange in der Umgebung der Stadtmauer zu bleiben, war nicht räthlich. Er machte sich deßhalb auf die Beine und lief lange querfeld ein. Plötzlich aber blieb er stehen und überlegte.

„Wohin denn, Maats? Du hast keinen halben Gulden in der Tasche und würdest bald Nichts zu beißen haben; dagegen liegt noch viel Geldeswerth in der Scheune zu Fliet, und es fehlt auch nicht an Leuten, welche die Waaren zu einem geringen Preise an sich bringen. Besser Etwas als gar Nichts! Daß mir auch

dieser verfluchte Hinnerick, den ich längst verfault glaubte, in die Quere kommen mußte. Aber er wird mich nicht zum zweiten Male erwischen, und sollte es dennoch der Fall sein, so werde ich zeitig meinen Dolch gebrauchen."

Rasch wandte er sich um und nahm seine Richtung auf das Dorf Fliet zu. Dort angekommen, begab er sich sogleich in die Scheune und überschaute seinen Vorrath. „Ich muß mich sehr bald von demselben losmachen," flüsterte er; „denn auf jeden Fall darf mein Aufenthalt hier nicht lange dauern; ich muß wieder auf die See hinaus. Auf dem Lande ist kein Heil für mich."

Wenn Maats geglaubt hatte, seine Ankunft in Fliet sei unbemerkt geblieben, so war er im Irrthume. Der Nachtwächter des Dorfes stand unter einem hohen Apfelbaume und wollte eben das Horn an seinen Mund setzen, um die Stunde anzublasen, als er den Maats in die Scheune schleichen sah. Das Schmuggeln war eine offenkundige Sache, und um die Verletzung der preußischen Grenze kümmerte sich in Holland Niemand. Wenn es sich also nur um den Schmuggel handelte, so konnte Maats offen und am hellen Tage in Fliet verkehren; aber die holländischen Behörden hatten kaum Nachricht von seiner Rückkehr erhalten, als sie einen Steckbrief erließen und eine Belohnung auf seine Habhaftwerdung setzten.

Der Nachtwächter wollte sich dieselbe nicht gerne entgehen lassen. Sogleich machte er sich auf den Weg und klopfte die Polizei aus dem Bette. „Hör', Junge," sagte er, „ich habe den Maats gesehen. Wenn Du sogleich die Verhaftung vornehmen willst, so theilen wir die Prämie."

Der Polizeidiener ging gerne auf den Vorschlag ein, nahm noch ein paar Mann zu sich und ging zu der Scheune. Der Maats hörte kaum das Geräusch, als er zu entwischen suchte, aber es war bereits zu spät. Sein Dolch half ihm auch nicht aus der Klemme.

Der Polizeidiener schloß ihm die beiden Daumen zusammen, wickelte ein Kettchen um seine Hände und nahm ihn mit sich in sein Haus, bis der Morgen anbrach. Dann führte er ihn zum Ortsvorsteher, und dieser ließ ihn nach dem Haag abführen.

Am folgenden Tage kam Hinnerick nach Fliet zurück und erzählte dem Kapitain und den Kempers, wie die Sache abgelaufen. Zu seinem Erstaunen erfuhr er nun auch, daß Maats sich aus seinem Gefängnisse losgebrochen hatte, aber in Fliet wieder gefaßt worden war und sich nun auf dem Wege nach dem Haag befand.

„Na," sagte er, „sie werden ihn jetzt wohl festhalten und ihm seinen Lohn geben."

XIX. Kapitel.

Betrachtungen des Kapitains und der Familie Kemper. — Der Criminalprozeß. — Wie man Maats beurtheilt. — Die Todten stehen wieder auf. — Wie sich Maats herauszulügen sucht. — Verurtheilung. — Gedanken, Gedanken, Gedanken! Reue. — Eine Galgenrede.

Es ist sehr natürlich, daß Sebastian, seine Frau und Marie einen sehr lebhaften Antheil an dem schrecklichen Ende des Bannmeyer und der Grete nahmen. Hinnerick mußte ihnen Alles im Einzelnen schildern. Da ergriff Sebastian die Hand seiner Frau und sprach in tiefer Rührung: „Agnes, ich kann es nicht oft genug aussprechen, daß Du mein Engel warst. Hätte ich damals dem Drängen des Bannmeyer und der furchtbaren Noth nachgegeben, so läge ich jetzt wahrscheinlich auch erschossen oder doch in Ketten und Banden, und ich hätte Dich und unser Kind unsäglich unglücklich gemacht."

„Du warst ja auch nur einen Augenblick in Ver-

suchung," antwortete Agnes. „Zur wirklichen That wäre es doch nicht gekommen; Deine edle Natur hätte es nicht zugelassen. Es hat sich aber auch an uns das so oft bewährte Sprichwort wieder wahr erwiesen: ‚Wenn die Noth am größten, dann ist Gottes Hülfe am nächsten.'"

„Es hat so sein sollen," nahm Kapitain Van der Meulen das Wort, „und der da oben hat es gefügt, daß Ihr mir in die Hände fallen mußtet, damit ich durch Euch, Ihr Lieben, und besonders durch meine brave Marie gebessert würde. Vor Eurer Ankunft war ich mehr ein Thier, als ein Mensch. Ich fröhnte nur meinen Leidenschaften und hatte die bessern Regungen der Jugend so gänzlich unterdrückt, daß sie mir erst durch Marie aus nebelhafter Ferne wieder auftauchten. Durch ihre unschuldigen Gespräche und die Reinheit ihrer Seele kam ich allmählich zur Einsicht, daß ich die schönsten Güter meines Lebens hinweggeworfen hatte, um eitelm Tande, welcher das Herz nie befriedigt, nachzujagen. Ich war ganz aus dem richtigen Fahrwasser herausgekommen und steuerte mit vollen Segeln den lauernden Klippen entgegen, auf denen mein Schiff scheitern mußte. Da aber stellte sich die kleine Marie an's Steuer und gab mir einen andern Kurs. Gott sei Dank, daß ich die Hülfe nicht hochmüthig zurückwies und mich noch vor dem Ausbruche des Ungewitters im sichern Hafen barg. Jetzt habe ich Zeit, an den Leckagen zu arbeiten, die zerflatterten Segel zu flicken und mich so einzurichten, daß ich ohne Grauen über die Marken des Lebens hinaussegeln kann, wenn die Brise sich von der Welt nach dem Jenseits wendet."

Drei Tage waren vergangen; da wurden unsere Freunde durch den Gerichtsboten nach dem Haag geladen, um Zeugniß gegen den Maats abzulegen. Die Untersuchung nahm einen bedeutenden Umfang an und man brauchte sechs Monate, bis sie soweit vorbereitet

war, daß der Prozeß vor die Assisen gebracht werden konnte.

Derselbe erregte in Holland großes Aufsehen; denn während der Untersuchung hatten sich noch eine Menge von Verbrechen herausgestellt, welche Maats theils auf den Meeren, theils am festen Lande vollbracht hatte. Da man ihm keine Mittheilung über die Aussagen der Hauptzeugen machte und ihn selbst über ihre Personen im Dunkeln ließ, so legte er sich frech auf's Leugnen; denn er hielt es nicht für möglich, daß man im Stande sei, Beweise für Thaten vorzubringen, welche in den entferntesten Erdtheilen begangen worden waren. Er hatte deßhalb auch keine Ahnung von der Gefährlichkeit seiner Lage, sondern sah dem Gerichtstage mit einem ruhigen Gleichmuthe entgegen.

Haag wimmelte von Menschen, welche gekommen waren, um dem Prozesse beizuwohnen; besonders waren es alte Kapitaine und abgedankte Matrosen, welche sich massenhaft in den Zuhörerraum drängten.

Als Maats durch zwei Gensd'armen mit gezogenen Säbeln in den Saal und auf die Anklagebank geführt wurde, reckten sich alle Köpfe in die Höhe; denn Jeder wollte den berüchtigten Dieb und Mörder sehen. Sein eines, unheimlich glänzendes Auge, seine abschreckenden Züge und das struppige Haar machten auf Alle, die ihn sahen, einen widerlichen Eindruck. Viele von den Zuschauern hatten ihn früher gekannt und waren oft Zeugen seiner schlechten Streiche gewesen. Sie gönnten ihm seine jetzige Lage von ganzem Herzen. Die Andern aber, welche ihn heute zum ersten Male sahen, betrachteten ihn mit musternder Neugierde und waren bald einig darüber, daß in einem so häßlichen und abschreckenden Körper nur eine böse Seele wohnen könne.

Ein wenig später kamen auch die Richter und Beisitzer und nahmen Platz an dem schwarz behangenen Tische. Der Präsident bildete das Geschwornen-Gericht und der Gerichtschreiber erhob sich, um die Anklage zu

verlesen. Es war ein sehr umfangreiches Actenstück, dessen Verlesung über eine Stunde währte. Das Publikum war ganz erstarrt über die Menge der Verbrechen, welche ihm zur Last gelegt wurden, und es gab nun wohl Niemanden mehr im Saale, der auch nur noch ein Fünkchen Mitgefühl für ihn besaß. Maats aber blieb bei dieser schrecklichen Anklage fast gänzlich ungerührt und schaute mit seinem stechenden Auge so gleichgültig umher, als handele es sich um eine ihm ganz fremde Sache. Für unsere Geschichte waren nur der Mordversuch an Hinnerick, die Anbohrung und Verbrennung der Helvetia und der wirkliche Mord an Sam von Belang.

Nachdem die Anklage verlesen war, wurden die Zeugen aufgerufen. Maats war begierig, zu sehen, wer denn eigentlich Etwas gegen ihn aussagen könne. Wie bereits oben gemeldet, glaubte er den Hinnerick nicht fürchten zu müssen, weil derselbe mit ihm allein gewesen. Sein Auge haftete mit fieberhafter Spannung auf den Eintretenden, aber Keiner flößte ihm Furcht ein. Als Hinnerick eintrat, zog er die Lippen verächtlich in die Höhe, aber gleich hinter ihm kam ein Mädchen, dessen Erscheinen eine erdfahle Farbe auf sein welkes Gesicht rief, nämlich Meiken Klaas.

„Sind denn die Todten wieder aufgestanden?" murmelte er. „Es ist nicht möglich, nicht möglich! Die Helvetia muß ja zu Grunde gegangen und verbrannt sein."

Hinter Meiken kamen Boßweiler, der kleine Van Diest, Kapitain Van der Meulen, Agnes, Marie und noch eine ganze Reihe seiner früheren Kameraden. Er sank auf seine Bank zurück, holte schwer Athem und ließ den Kopf wie vernichtet sinken; aber diese Entmuthigung dauerte nicht lange. Bald hob er wieder keck den rothen Kopf in die Höhe und schaute frech umher.

Das Verhör über seine verschiedenen Verbrechen dauerte den ganzen Tag. Am folgenden begann der Präsident:

„Angeklagter, als Sie auf dem Schiffe Helvetia im Hafen von Lissabon vor Anker lagen, kehrten Sie eines Abends sehr betrunken aus der Stadt zurück und fielen vom Gangbrette in den Hafen. Sebastian Kemper rettete Ihnen das Leben und übernahm für Sie die Wache. Sie hatten das Licht brennen lassen und wären durch diese Unvorsichtigkeit fast mit dem Schiffe verbrannt. Man rettete Sie auch diesmal, und durch die Fürbitte von Mariechen Kemper wurde Ihnen das Hängen erspart. Man sollte glauben, so viele Wohlthaten hätten Sie dankbar gemacht; aber das Gegentheil war der Fall. Sagen Sie mir, ob Sie damals den Plan faßten, die Helvetia anzubohren und zu verbrennen, oder geschah es, nachdem Sie Ihres schlechten Betragens wegen in den Kielraum gesperrt worden waren?"

„Ich weiß Nichts vom Anbohren oder Verbrennen des Schiffes, kann also auch weder damals, noch zu sonst einer Zeit den Plan gefaßt haben."

„Aber man fand noch den Zunder, womit das Anbrennen geschehen."

„Muß ich ihn denn gelegt haben? Waren nicht noch andere Leute da? Der Kapitain und Van Diest waren am meisten dabei interessirt, wenn das Schiff zu Grunde ging, denn sie hatten Antheil an demselben, und das Schiff war hoch versichert."

„Sie halten also diese Beiden für die Schuldigen?"

„Ja, aber die That ist wahrscheinlich von Kemper ausgeführt worden."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ich hörte mit eigenen Ohren, daß ihm der Kapitain den Auftrag gab."

„Ei, wie kommt es denn, daß diese drei Personen auf dem Schiffe blieben, während Sie allein sich aus dem Staube machten?"

„Ich wollte nicht mit verbrennen, Herr Präsident."

„Es ist aber sonderbar, daß Sie Keinem von den Matrosen eine Mittheilung über das bevorstehende

Unglück machten. War es Ihnen gleichgültig, daß sie Alle verbrannten?"

„Vollkommen! Jeder sorgt für sich selbst."

„Sie haben einen wichtigen Umstand vergessen, Angeklagter; man fand einen Zettel, auf dem Sie sich selbst zu dem Verbrechen bekannten."

„Das ist nicht wahr!"

„Allerdings ist es wahr. Hier liegt der Zettel auf dem Tische."

„Ein Zettel allerdings, aber ich habe ihn nicht geschrieben."

„Wer denn?"

„Ich denke die Schuldigen."

„Aber die Sachverständigen haben sich dahin ausgesprochen, daß Sie der Schreiber seien."

„Dann sind sie keine Sachverständigen. Der Kemper verstand sehr gut, meine Hand nachzuahmen."

„Wir wollen jetzt die Zeugen hören," sprach der Präsident.

Sie sprachen sich Alle dahin aus, daß nach den Umständen nur Maats das Verbrechen begangen haben könne. Einige Matrosen, die früher seine Freunde gewesen, bekundeten außerdem, daß er mehrmals Drohungen habe fallen lassen und gesagt habe, es werde der Helvetia bald ein großes Unglück zustoßen.

„Sie sind später auf einem andern Schiffe mit Hinnerick und dem schwarzen Sam zusammengetroffen. Das Schiff ging ebenfalls zu Grunde. Haben Sie vielleicht auch das angebohrt?"

„Das war nicht möglich, denn es war auswendig und inwendig gekupfert."

„Und wenn das nicht gewesen wäre, wenn die Planken aus unbekleidetem Holze bestanden hätten, würden Sie es dann gethan haben?"

„Gedanken sind zollfrei, Herr Präsident."

„Das klingt ja wie eine Zustimmung Maats. Das Schiff scheiterte ebenfalls und die Mannschaft rettete sich auf ein Floß. Was wurde mitgenommen?"

„Das Geld und Lebensmittel."

„Richtig, und Sie waren es besonders, welcher das Geld mitgenommen haben wollte. Sie waren also sehr begierig darauf."

„Woraus folgt das, Herr Präsident? Ich war darauf bedacht, der Gesellschaft ihr Eigenthum zu retten, während meine Kameraden nur an ihr Leben und ihren Magen dachten."

„Als das Floß auseinander gerissen war, bemühten Sie sich wieder um das Geld und Sie fuhren mit Hinnerick und Sam weiter."

„Sie sehen also, daß ich ein treuer Diener war."

„Aber Sie erschlugen den Neger und warfen ihn über Bord, während Hinnerick schlief."

„Abscheuliche Lüge, Herr Präsident; ich habe dem schwarzen Sam kein Haar gekrümmt; Hinnerick hat ihn erschlagen und über Bord geworfen."

„So? Was für einen Grund hatte er für dieses Verbrechen?"

„Das weiß ich nicht! „Sie müssen ihn selbst fragen."

„Nachher kamen Sie an eine unbewohnte Insel?"

„Ja."

„Sie haben dort verschiedene Male Mordversuche auf Hinnerick's Leben gemacht."

„Wenn Sie es so nennen wollen, Herr Präsident! Aber die Sache verhält sich anders. Hinnerick wollte mich bereden, das Geld mit ihm zu theilen. Auf meine Weigerung wurde er so zornig, daß er mich tödten wollte. Natürlich mußte ich mich wehren; und das nennen Sie einen Mordversuch!"

„Sie haben ihm doch den Arm entzwei geschossen."

„Jawohl, weil er sich an dem Golde vergriff; da mußte ich doch das Eigenthum der Compagnie beschützen. Ich konnte nicht länger bei einem Menschen bleiben, dem ein Leben Nichts galt; darum steuerte ich auch allein fort und ließ ihn auf der Insel zurück."

„Sie setzten ihn also einem sichern Tode aus.“
„Er ist ja noch immer lebendig, wie Sie sehen.“
„Wo ist das Gold geblieben?“
„Die Seeräuber haben es mir abgenommen?“
„Warum machten Sie davon keine Anzeige?
„Was hätte es genützt? Was die Piraten einmal in Händen haben, das geben sie nicht wieder heraus.“

„Wenn ich Ihren Worten Glauben schenken darf, so wären Sie ja ein durchaus braver und gottesfürchtiger Mann gewesen.“

„Und doch sitze ich auf der Anklagebank. Wo bleibt da die Gerechtigkeit, Herr Präsident?“

Der Prozeß dauerte eine ganze Woche, und in dieser Zeit kamen immer neue Schlechtigkeiten zum Vorscheine. Die sämmtlichen Zeugen machten einen durchaus glaubwürdigen Eindruck; außerdem waren auch die Umstände der Art, daß sowohl die Geschwornen und die Richter, als auch das Publicum die Ueberzeugung von seiner Schuld gewannen. Einstimmig wurde er zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Als man ihn in seinen festen Kerker zurückführte, saß er eine lange Zeit mit auf die Brust geneigtem Kopfe auf einem Schemel.

„So hat also die kleine Kröte doch Recht behalten!“ murmelte er. „Alles findet seinen Lohn! Von meinen zwanzigjährigen Anstrengungen habe ich Nichts, als einen Strick, der mir den Hals zuzieht. Verflucht! Warum bin ich nicht unter dem Aequator geblieben, wo man es so genau nicht nimmt? Ich glaubte, klug zu handeln und bin ein Esel gewesen. Die ich in's Unglück stürzen wollte, sind jetzt wohlhabend und sitzen warm, und ich? Verdammt, daß ich mich auch erwischen ließ!“

Lange schwieg er, strich sich nur zuweilen die rothen Haare in die Höhe und stampfte mit den Füßen auf den Boden. Dann stellte er sich in Gedanken seinen letzten Gang vor. „Ob es weh thut,

wenn Einem der Strick die Kehle zuschnürt?" fragte er sich. Er ging mit seinen Gedanken noch einen Schritt weiter und schaute zu, was hinter dem Galgen stand. Er sah nur eine weite undurchdringliche Finsterniß. Nach und nach aber bevölkerte sich diese Finsterniß mit huschenden Irrlichtern, und diese nahmen Gestalt und Wesen an. Es waren die Leiber Derjenigen, welche er getödtet hatte. Sie kamen auf ihn zugeschritten, rissen ihn von seinem Sitze empor, schleuderten ihn hoch in die finstere Luft, so hoch, daß er nie und nimmer ein Ende zu finden glaubte. Endlich hatte er den höchsten Punkt erreicht und schaute in die unermeßliche Tiefe hinab. Was sah er da? Ein Meer von Feuer, und in diesem Feuer liefen geflügelte Teufel hin und her, schürten die Flammen zu immer hellerm Brande, schauten hohnlachend zu ihm empor und winkten ihm mit den gekrümmten Zeigefingern zu sich heran. Mit erstaunlicher Schnelligkeit schoß er jetzt nieder und näherte sich mehr und mehr dem Feuer. Alles sah er so lebendig vor sich, daß er sich schon von den feurigen Klauen der Satane gefaßt glaubte.

Da stieß er einen Schrei aus, so furchtbar gellend, daß dem in der Nähe weilenden Gefängnißwärter die Schlüssel aus der Hand fielen. Erschrocken eilte er in die Zelle des Verurtheilten, um nachzusehen, was geschehen. Er fand ihn ohnmächtig am Boden liegen. Als er wieder zu sich kam, rasselte er an allen Gliedern und rief: „Geschwind, geschwind, holt mir einen Geistlichen; denn ich habe in zwanzig Jahren keine Kirche und keinen Beichtstuhl mehr gesehen."

Die irdische Gerechtigkeit mußte natürlich ihren Lauf haben; Nichts ließ sich davon abdingen; aber die Gemüther versöhnten sich doch wieder in etwa mit ihm, als es in der Stadt ruchbar wurde, er habe nicht allein nachträglich alle seine Verbrechen eingestanden,

sondern zeige auch eine aufrichtige Reue und bereite sich durch das Gebet auf die Ewigkeit vor.

Acht Tage nach jenem schrecklichen Schrei wurde an der Seite der Straße, welche vom Haag nach Scheveningen führt, ein Galgen aufgebaut. Von einer großen Volksmenge begleitet kam der Delinquent auf einem Karren herangefahren. Unter dem Galgen hielt er eine Anrede an die Versammelten und sprach die Ueberzeugung aus, daß sein ganzes Unglück daher rühre, weil er sich schon früh der Kirche und den religiösen Uebungen entwöhnt und dadurch allmählich vergessen habe, daß es einen Gott gebe, der das Böse bestraft und das Gute belohnt. Er rieth deßhalb den Müttern an, ihre Kinder in der Furcht des Herrn zu erziehen.

Dann bestieg er mit Fassung und Festigkeit die Treppe, welche zu der Galgenbühne führte. Einen Augenblick später hatte er aufgehört zu leben. Die Schaulustigen gingen erschüttert nach Hause. Manches Mütterchen betete auf dem Heimwege noch ein paar Vater-Unser für seine ewige Wohlfahrt.

XI. Kapitel.

Marie als Steuermann. — Auf der Bank unter den drei Kiefern. — Die Schauer des Todes. — Gespräche über den Tod. — Blumen auf dem Grabe. — Die heilige Schrift. — Der Lootse. — Die Muttergottes schüttelt das Bett. — Die letzten Worte des Kapitains. — Das Mettenleuten. — Im Hafen der ewigen Ruhe.

Der Kapitain und seine Freunde lebten in fröhlicher Eintracht zusammen in Fliet; aber Van der Meulen merkte von Tag zu Tag mehr, daß sich das Alter bemerklich machte. War er früher als ein strammer Mann ohne Stock und Stütze ausgegangen, so

konnte er jetzt des letztern nicht mehr entbehren, und selbst damit ging es auf die Dauer nicht mehr.

„Sebastian," sagte er eines Tages, „mein Boot ist so morsch und rappelig, daß es kaum noch die See hält, sondern sich beim geringsten Windstoße bald auf diese, bald auf jene Seite legt. Du mußt mir Deine Marie als Steuermann geben, sonst kippt das Fahrzeug einmal um."

Der alte Seemann war so sehr an die frische Luft gewöhnt, daß er alle Tage einen Spaziergang machen mußte, mochte das Wetter nun gut oder schlecht sein. Sein Steuermann nahm ihn dann in den Arm und führte ihn die sandige Anhöhe hinan, wo die drei Kiefern stunden, zwischen denen er eine Ruhebank hatte aufstellen lassen. Hier konnte er stundenlang sitzen und über die flachen Wiesen sehen, die von einem klaren Bächlein durchrieselt wurden. Manchmal erzählte er dem blühenden Mädchen von seinen Erlebnissen in fernen Welttheilen; manchmal aber saß er auch stille in sich gekehrt und sprach kein Wort. Dann war er mit seinem zukünftigen Ziele beschäftigt. Sehr häufig stellte er über Gott, Himmel und Jenseits Fragen an das Mädchen, und was sie ihm sagte, das schien ihm Alles so gut und vernünftig, daß er es von ihren Lippen am liebsten hörte.

Die Blätter fielen schon von den Bäumen und die heitern Sonnenblicke wurden schon recht sparsam, als er sich in der Mittagsstunde wieder einmal auf sein Lieblingsplätzchen führen ließ. Die Sonne schien zwar, aber es war dennoch nicht freundlich und warm genug, um längere Zeit im Freien zuzubringen. Ein Schauer nach dem andern ging ihm durch die Glieder, in denen das Blut ziemlich träge pulsirte.

„Marie," sagte er, „bald wird der Winter kommen. Ich habe ihn schon in den Armen und Beinen, und er läuft mir bereits eiskalt durch den Nacken und über den Rücken. Wie sich der Mensch ändert! Als

Junge ging ich am liebsten da, wo der Schnee am höchsten lag; als Jüngling war es mein größtes Vergnügen, in schneidender Kälte den Eisenschuh an die Füße zu schnallen und in schwebendem Laufe über die glatte Eisfläche dahinzuschießen; als Mann habe ich hundert Mal in den nördlichen Meeren mein Boot zwischen den Eisbergen hindurchgeschoben, und ich fand an dem Eise und der Kälte mein Vergnügen. Wie ist das nun anders geworden! Ich fürchte mich vor dem Winter."

„Warum?" fragte Marie unbefangen.

„Weil es mein letzter ist, mein Kind. Ja, er ist mein letzter, und ich werde meine Spaziergänge bald einstellen müssen."

Marie schaute ihm ganz traurig in das schmal gewordene Gesicht. Daß der Oncle Kapitain auch sterben könne, daran hatte sie gar nicht gedacht; jetzt aber wollte es ihr selbst bedünken, daß er ein anderes Aussehen bekommen habe und daß er in den letzten Tagen mehr zusammengefallen war, als sonst in Jahren. Da sie den Mann hoch verehrte, so kamen ihr die Thränen in die Augen und sie lispelte: „Warum sprichst Du solche Dinge? Es macht mich ganz traurig."

Diese Thränen thaten dem alten Manne wohl. „Ich glaube, es sind die ersten, die um mich geweint werden, seit ich vom Schooße meiner Mutter kam," dachte er. „Aber verdiene ich alter Knabe es auch wohl, daß ein so reines und unschuldiges Wesen um mich weint?"

Ihre Hand ergreifend, fuhr er laut fort: „Mein Kind, warum diese Thränen? Ist es nicht unsere Bestimmung, daß wir wieder in den Boden zurückkehren, von dem wir ursprünglich genommen sind? Habe ich nicht hundert Mal am Rande des Grabes gestanden, wenn das Meer seine Wellen über meinem Schiffe thürmte, wenn der Blitz an den Masten herabzüngelte oder wenn ansteckende Fieber die Mannschaft ergriffen? Wäre es etwas Unerhörtes gewesen, wenn

ich schon als junger Mensch in einem Orkan geblieben wäre? Gewiß nicht; denn Tausenden ist es nicht besser ergangen. Mir aber hat der Herr die Wohlthat erwiesen, daß ich alt wurde und daß ich eines natürlichen Todes im Bette sterben kann. Eine lange Reihe von Jahren war mir nur ein wüstes Chaos von Genuß und Ekel beschieden, wie so manchen meiner Collegen; aber der Abend meines Lebens war ein genußreicher, weil ich endlich all' den Ballast über Bord warf, der meine Seele nur belastete. Bin ich nicht seitdem frei und leicht durch die Wogen gesteuert? Nein, Marie, ich darf mich nicht beklagen. Auch scheide ich ohne Bedauern; nur thut es mir leid, daß ich nicht bei Euch braven Menschen bleiben kann. Aber auch das ist ja nur eine Trennung von kurzer Dauer. Später, so hoffe ich, werden wir immer zusammen sein."

Er schwieg eine Weile, und auch Marie saß still und nachdenklich an seiner Seite. Da hob er wieder an: „Marie, ich werde diesen Winter sicher sterben. Lieber wäre es mir allerdings im Lenze gewesen; aber der Mensch kann sich ja die Zeit der Auffahrt nicht selbst wählen; er muß zufrieden sein, wenn er die Anker mit günstigem Winde lichten kann. Du wirst in meiner Sterbestunde bei mir sein und mit mir beten. Wenn ich aber todt bin, dann möchte ich ein nettes Plätzchen auf dem Kirchhofe haben; am liebsten hinter dem Chor. O, ich bin auch in diesen ernsten Dingen ein eitler Geck. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich einen so großen Werth darauf lege; aber ich möchte auf meinem Grabe Blumen haben. Willst Du mir Blumen auf mein Grab pflanzen und ihrer warten und pflegen?"

Da hielt sich Marie nicht länger. Schluchzend sank sie an die Brust des alten Mannes und sagte mit zitternder Stimme: „Gewiß, Oncle Kapitain, Du sollst Blumen haben, und Niemand anders soll sie pflegen, als Deine Marie."

Der alte Mann drückte einen Kuß auf ihre Stirne

und erhob sich. „Laß mich noch einen letzten Blick über diese Landschaft thun," sagte er. Seine Augen schweiften in seligem Entzücken umher und ruhten bald hier, bald dort auf einem Punkte; zuletzt weilten sie auf einem kleinen Häuschen. „Dort kam ich auf die Welt," sagte er, „und war ein glückliches Kind, das mit unschuldreiner Seele am Schooße der guten Mutter stand. Sie starb mir zu früh; denn als sie hinweggegangen war, fehlte mir ihr schützender Geist und ich ging lange in der Irre. Jetzt aber bin ich wieder ein Kind geworden, und ich hoffe, sie wird da oben ein Plätzchen für mich haben. Gieb mir jetzt Deinen Arm. Wir wollen nach Hause gehen."

Der Gang wurde ihm schwer; häufig mußte er sich auf den Arm des Mädchens stützen und eine Pause machen. Die Leute, welche an den Thüren standen, riefen ihm zu: „Guten Tag, Herr Kapitain," denn sie waren ihm jetzt Alle wohlgeneigt.

Er nickte ihnen freundlich zu und ging langsam vorüber. Das war sein letzter Ausgang gewesen. Als er nach Hause kam, fröstelte ihn noch mehr und er wünschte, in's Bett gebracht zu werden. Marie mußte sich neben ihn setzen und ihm bald aus einem Erbauungsbuche, bald aus der heiligen Schrift vorlesen. Er hörte stets mit inniger Andacht zu und meinte, wenn die Leute nur wüßten, welch' eine ungemeine Kraft und Wahrheit in diesen Büchern läge, so würden sie dieselben all' den Romanen und Schauspielen vorziehen.

Bald verlangte er auch den Pfarrer. „Er muß mir das Fahrwasser anzeigen und mein Lootse sein," sagte er lächelnd, „denn ich segle jetzt einen Kurs, der nicht auf meiner Karte steht, und auf dem es doch viele gefährliche Klippen und Untiefen giebt."

Der Pfarrer kam gerne. War er doch in den letzten Jahren innig mit Van der Meulen befreundet geworden und hatte gefunden, daß er alle Schlacken von sich abgethan hatte und wirklich wieder ein glaubensvolles Kind geworden war.

Seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag mehr ab; aber er empfand keine Schmerzen und sah dem Ende mit einer Ruhe entgegen, welche jede Todesangst ausschloß. Am Weihnachtsabende fiel der Schnee in dicken Flocken aus der Luft und verfinsterte das kleine Stübchen. Der Kranke schaute hinaus und sagte lächelnd: „Die Mutter Gottes schüttelt das Bett für den alten Kapitain; denn sie weiß, daß es Zeit zum Schlafengehen ist. Ehe ich den Abendsegen spreche, müssen aber auch Sebastian und Agnes herüberkommen. Geh, Marie, und rufe sie!"

Sie kamen und stellten sich an sein Bett. Er reichte ihnen lächelnd die Hand und sprach: „Das Schiff ist zum Auslaufen bereit. Einer von der himmlischen Marine steht schon bereit, um das Tau zu kappen, und ich fühle, wie der Anker den Grund losläßt. Noch einen Augenblick, dann schwimmt es in den Wellen, aber in den leichten Aetherwellen der Luft. Die Sterne haben mir oft den Weg gewiesen; ich hoffe, sie werden mich auch heute nicht im Stiche lassen. — Ein Seemann macht vor der Abreise sein Testament; ich habe es auch gethan, und Ihr werdet es nach meinem Tode in meinem Schreibtische finden. Marie ist meine Erbin. Es thut mir leid, daß ich ihr nicht mehr hinterlassen kann. Nun gebt mir Eure Hand zum Abschiede."

Sie traten Alle an das Bett und drückten die Hand, die sich schon eisigkalt anfühlte.

„Lebt wohl!" sagte er. „Aber knieet am Ufer nieder und betet für eine glückliche Fahrt!"

Der Priester und die Kemper sanken in die Kniee und beteten die Sterbegebete. Van der Meulen faltete seine Hände; seine Lippen bewegten sich und seine Augen strahlten einen eigenthümlichen Glanz aus. Bald aber sanken seine Hände aus einander und er rief mit lauter Stimme: „Mehr Segel an den Wind! Hoiho! Anker nieder!"

Das waren seine letzten Worte, die er schon ohne

Bewußtsein sprach. Marie blieb mit gefalteten Händen vor dem Bette stehen, denn die Augen des Hingeschiedenen waren noch immer wie im Leben auf sie gerichtet. Sie wollte noch nicht an seinen Tod glauben. Als ihr aber der Pfarrer bestätigte, daß er hinübergegangen sei, da drückte sie der Leiche sanft die Lider zu und flüsterte: „Fahre im Frieden auf zu Deinem Schöpfer."

Als sie endlich aus der Sterbekammer traten, da läuteten die Glocken und riefen die Christen zur Mette. Die Kirche erglänzte von vielen Lichtern, und der Gesang der Gläubigen klang so freud- und friedevoll durch die stille Nacht, als seien diese schönen Krippenlieder bestimmt, die Seele des Gestorbenen hinaufzugeleiten über die Sterne. Auch Marie und ihre Eltern verließen das Sterbehaus und begaben sich in Begleitung des Pfarrers zum Gotteshause.

Am dritten Tage lag im hohen Schnee des Kirchhofes ein offenes Grab; ein großer Leichenzug bewegte sich durch das Dorf dem Gottesacker zu. Alt und Jung, Kinder und Greise hatten sich demselben angeschlossen; denn allgemach hatten sie den Oncle Kapitain Alle achten und lieben gelernt. Die Leichenprozession stieg die Treppe zum Kirchhofe hinauf und begab sich an das offene Grab. Der Pfarrer hielt eine kurze Anrede, worin er schön und treffend schilderte, daß der Verstorbene nach vielen Stürmen und Fahrnissen endlich in den Hafen der ewigen Ruhe eingelaufen sei. Die Kirche war schwarz behangen, selbst die Wachskerzen mit Flören umgeben und Alles hatte einen so traurigen Anblick, daß man unwillkürlich an Tod und Sterben denken mußte.

Im Winter konnte Marie keine Blumen pflanzen; als aber der Lenz auf der Erde erschien, da verwandelte sie den Grabhügel in einen Blumengarten, und es verging kein Tag, an welchem sie nicht zwischen den duftenden Kindern des Frühlings kniete und für ihren Freund betete. Wenn dann der Wind sanft in den

Blättern der Blumen spielte, so war es ihr, als seien es Grüße vom Himmel und als schaue der Kapitain auf sie hernieder und freue sich, daß sie ihr Versprechen hielt.

Von Zeit zu Zeit sprach der Hinnerick bei ihnen ein; dann saßen sie zusammen auf der Steinbank und plauderten von vergangenen Zeiten; daß sie dabei auch des Kapitains gedachten, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Sie sprachen von ihm wie von einem Engel des Friedens; besonders war es Marie, welche ihm ein liebevolles Andenken bewahrt hatte.

Eines Tages kam die Nachricht nach Fliet, das ehemalige Kemper'sche Haus werde öffentlich durch den Notar versteigert, denn der Besitzer habe Bankerott gemacht. Sebastian empfand ein lebhaftes Verlangen, sein Eigenthum wieder in Besitz zu nehmen. Er reiste deßhalb mit Frau und Tochter am Verkaufstage dorthin. Als er die Stadt wieder betrat, welche er damals unter so merkwürdigen Umständen verlassen hatte, wurde er von einem wehmüthigen Gefühle befallen; denn dieselben Leute, die ihm in seiner Armuth kein Stücklein Fleisch hatten abkaufen wollen, bückten sich jetzt, wo er wieder wohlhabend geworden, bis auf den Boden. Er fand also, daß in seiner Vaterstadt noch immer, wie ehemals, nicht der Mann angesehen wurde, sondern sein Geld. Da nun auch Marie das Dorf Fliet nicht gerne verlassen wollte, weil sie dann das Grab des Kapitains nicht hätte pflegen können, so stand er von dem Rückkaufe des Hauses ab und entschloß sich, mit seinen Lieben in dem stillen Asyl zu bleiben, wo sie bisher so friedlich und vergnügt gewohnt hatten.

Auf einem Gange durch die Stadt kam er auch an Bannmeyer's Hause vorüber. Thüren und Fensterläden waren verschlossen; es hatte sich nach der Zeit, wo die beiden Leichen in demselben gelegen, kein Käufer und kein Miether finden wollen. Er ging weiter und kam unter das Thorgewölbe, wo der Huppert

wohnte. Der Mann stand an der Thüre; er war alt und grau geworden und die Kleider hingen ihm fadenscheinig um die schlotternden Glieder.

„Wie geht's Euch Huppert?" fragte Sebastian.

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, schlecht!" antwortete Huppert. „Ich stehe noch immer auf demselben Einkommen, wie damals, aber ich habe acht Kinder. Alle wollen essen, und keines verdient Etwas. Da können Einem schon vor der Zeit die Haare grau werden."

„Erinnert Ihr Euch noch Huppert, daß ich in diesem Häuschen wohnte und daß meine Marie einmal so großen Hunger hatte, daß meine Frau für sie ein Stück Brod betteln mußte."

Huppert nickte mit dem Kopfe.

„Nun, Huppert, damals seid Ihr der Einzige gewesen, welcher Mitleid für uns fühlte. Ich möchte mich nun gerne dankbar bezeigen."

Er nahm eine Rolle mit Guldenstücken aus der Tasche, drückte sie dem Thorwächter in die Hand und entfernte sich schnell wieder.

Am folgenden Tage waren sie wieder in Fliet und dort blieben sie auch bis an ihr Ende. Eigentlich müßte ich nun noch erzählen, wie Marie bald nachher einem braven Maune die Hand reichte und eine sehr glückliche Gattin wurde; aber das würde schließlich wieder ein neues Buch werden. Da aber jedes Ding nicht allein einen Anfang, sondern auch ein Ende haben muß, so ziehen wir es vor, hier zu schließen. Der Leser wird sich wahrscheinlich schon von selbst gemerkt haben, daß die Hand Gottes den Sünder zu treffen weiß, daß Ehrlichkeit am längsten währt und daß es nie zu spät ist, um von schlechten Wegen auf gute zu gehen.

Inhalt.

I. Kapitel.

II. Kapitel.

III. Kapitel.

IV. Kapitel.

V. Kapitel.

VI. Kapitel.

VII. Kapitel.

VIII. Kapitel.

IX. Kapitel.

X. Kapitel.

Seite

XV. Kapitel.

XVI. Kapitel.

XVII. Kapitel.



